Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 92 (1951)

Artikel: Der Heidenturm in Bühl
Autor: Matt, Josef von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1033520

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Heidenturm im Bühl

Erzählung aus der Innerschweiz von

Josef von Matt

Auf dem kleinen Platz vor der Dorfkirche stand eine Kutsche, der alte Lack neu gewichst, glänzte in der Morgensonne eines prachtvollen Frühlingstages. Bänder und Blumen zierten Verdeck und Laternen. Sogar an der Spitze der Geisel flatterte ein rotes Bändchen. Eine Zweispänner-Kutsche, das war ein Ereignis im Dorf. Ueber und über geschmückte Pferde, das war eine Seltenheit. Aber noch auffälliger schien es den vielen Leuten auf dem Platz, daß die Kutsche mit einem weißen und einem schwarzen Pferd bespannt war. Die beiden schweren Rosse spielten aufgeregt mit den Ohren, scharrten mit den Hufen, warfen die Köpfe hoch. Immer wieder, wenn das Spiel der Orgel aus den hohen Kirchenfenstern in vollen Akkorden auf den Platz hinausbrauste, begann das Tänzeln und Drängen und Wiehern der Pferde von neuem.

Einige freche Buben und ein wildes Mädchen stürmten die hohe Kirchentreppe hinauf, drückten die schwere geschnitzte Türe einen Spalt breit auf und drängten sich tuschelnd und kichernd hinein. Die Männer standen in kleinen Gruppen beisammen. Die Frauen mit ihren Körben und Einkaufstaschen redeten eifrig und ohne Unterbruch. Die Buben bestaunten die glänzenden Pferde. Die Mädchen trippelten hin und her und suchten einen Platz, der ihnen die beste Aussicht auf die breite, große Kirchentreppe bot.

Nicht sehr lange und wahrscheinlich nicht zu einer innig frommen Andacht blieben die Buben in der Kirche. Plötzlich purzelten sie wieder heraus, die Hände in die Luft gestreckt, im Hüpfen und Springen schrien sie: „Sie kommen, sie kommen!" Nun traten auch die Frauen näher auf die Kutsche zu. Da und dort sprang ein Fenster auf in den Häusern, welche den Platz einrahmten. Die Orgeltöne schwollen durch die weit geöffnete Kirchentüre. In feierlichem Zuge traten je zu zweit im schönsten Sonntagsstaat sechs junge Männer. Sie stellten sich im Vorzeichen in zwei Reihen auf und machten Platz für das Brautpaar.

Bei den Leuten auf dem Platz hob ein Murmeln und Staunen an. Das war doch noch nie dagewesen, daß sich ein Hochzeiter eine halbe Kompagnie Dienstkameraden aufgeboten hat wegen dem Spalier bilden. Und ausgerechnet der Veri. Der hat's noch nötig. Aber natürlich der Veri! Das sieht man schon an dem weißen und schwarzen Pferd vor der Kutsche. Der kann ja nie tun wie andere. Das ist doch wirklich der Gipfel. Aber nein, das war keineswegs der Gipfel. Der kam erst jetzt. Unterdessen war Veri mit seiner jungen Frau am Arm und Gefolge langsam vom Kirchenportal bis zur obersten Treppenstufe geschritten, hatte seinen Kameraden jedem die Hand geschüttelt und mit Lächeln und Nicken die Glückwünsche entgegen genommen. Nun stand er strahlend da, hoch über der gaffenden Menge, grüßte lächelnd und mit beiden Händen, dann zog er mit kräftigem Schwung seine eben angetraute junge Frau an sich und küßte sie mitten auf den Mund. Und zwar nicht nur etwa so oberflächlich und im Flug, nein, solange bis sie sich nicht mehr dagegen wehrte.

Die Frauen auf dem Platz blieben starr und steif stehen, als hätte sie ein kalter Blitz gebannt. Die Männer lachten. Ein halbwüchsiger Bub rief: „Bravo, Veri!" Das löste den Bann. Das Kritisieren und Gifteln rauschte über den Platz, wie wenn Hagelschlossen auf ein Schindeldach fallen.

Unterdessen stieg Veri lachend die Stufen hinunter, schaute strahlend über die aufgeregten Leute hin und achtete nicht auf seine Braut, die mit überrotem Gesicht, vor Scham und Verlegenheit sich nicht zu helfen wußte. Sie stiegen in die Kutsche. Die Buben und Mädchen schrien nach Batzen und Kräpfli. Veri teilte freigebig aus. Dann nahm er dem Kutscher die Peitsche aus der Hand und knallte und hieb auf den Schimmel ein und sagte zu seiner jungen Frau: „Weißt Du,

den Weißen muß man immer eins draufhauen, die Schwarzen, die laufen von selbst." Die Pferde schwenkten mitten in die Leute hinein. Ihre schweren Hufe schlugen Feuer aus den Pflastersteinen. So sprengten sie in die Gasse und zur Wirtschaft hinüber, wo das Fest begann.

Gespenster im Turm?

Das kleine Häuschen auf der Anhöhe ob dem Bühl, in das Veri mit seiner jungen Frau eingezogen war, sah nicht so feierlich und protzenhaft aus wie seine Hochzeit. Die schwarzen Balken waren nur zum Teil mit Schindeln beschlagen. Die Fensterstöcke standen etwas schief. Das Klebdächli ließ in der Mitte die Sonne durchscheinen. Das Dach zeigte einen gelinden Sattel. Die Haustüre ächzte und stotterte, wenn man sie mit Gewalt öffnen wollte. Aber Veri sagte: „Das kommt jetzt dann schon in Ordnung. Sobald ich einmal Zeit habe, dann mache ich Dir aus dem Häuschen ein Schmuckkästli, daß Dich alle Leute beneiden. Annili, Du wirst sehen, dann bleiben die Leute stehen und gaffen und sagen, das ist das schönste Häuschen weit im Land, das sollte man ins Museum stellen." Aber vorläufig hatte er noch keine Zeit. Und unterdessen mußte Annili selbst schruppen und fegen, bis der Stubenboden zum Vorschein kam, mußte die Fensterläden flicken und dafür sorgen, daß die Schindeln und Ziegel auf dem Dach nicht all zu viel Regenwasser in die Kammern rinnen ließen. „Man kann auch einen Eimer unterstellen bis morgen", sagte Veri, „dann hast Du Regenwasser für Deine Blumen, das ist viel besser als Röhrenwasser. Und morgen flicke ich sowieso gründlich das ganze Dach."

Aber am nächsten Morgen mußte Veri dringend zu einem Bauern wegen einer Metzgete oder Hörner und Klauen schneiden. Er wurde auch auf weit entlegene Heimen gerufen, wegen Krankheiten im Stall. Trotz seinen jungen Jahren galt er als geschickter und erfolgreicher Viehdoktor. Er hatte das von seinem Vater gelernt, der mit eigenen Geheimmitteln kurierte. Wenn Veri dann am Abend spät heimkam, durfte Annili nicht mehr viel sagen. Er rühmte dann, wie viel er heute geleistet, wie weit er gelaufen sei und daß er wohl ein größeres Stück Speck oder mehr Anken an der Rösti verdient habe. Es störte ihn aber in seinem gesunden Schlaf keineswegs, wenn unaufhaltsam irgendwo auf einen Holzboden Tropfen fielen, nicht einmal, wenn der Wind den feinen Schneestaub bei den Stubenfenstern hereinblies.

Dabei hätte er tatsächlich nur ein paar passende Werkzeuge in die Hand nehmen und endlich einmal anfangen müssen. Veri hätte im Nu das kleine, alte Haus zu einem blitzsaubern Schmuckkästli machen können. Was er in die Hand nahm gelang ihm, was er anpackte, wurde gediegen und hübsch. Wenn er arbeitete, dann schaffte er für zwei. Aber wenn er müde war und unlustig, dann wollte er sich auch für zwei ausruhen. Dann träumte er in den Tag hinein, machte Pläne, oder heckte irgend eine Spitzbüberei aus. Diese war ihm dann wichtiger als seine Kühe und seine Geiß. Er konnte sie ungemolken stehen lassen, hörte ihr Brüllen nicht und sah nicht die Sonne untergehen. Da mußte Annili in Haus und Stall allein den Meister machen. Veri hätte in solchen Zeiten sogar das liegende Heu auf der Matte vergessen können.

„Krachli", hieß Veris Haus und Heimeli. Vielleicht, weil dahinter, dort, wo der große Wald wie eine schwarze Wand stand, ein tiefer zerklüfteter Graben lag. Vielleicht auch, weil der Sturmwind hier durchzog, daß in Haus und Stall alle Balken krachten. Oder wohl deshalb, weil ein Urahne hier im ewigen Krach und Unfrieden mit seiner Frau gelebt hatte. Vom Stubenfenster im Krachli konnte Veri über das ganze Bühl herschauen. In einer ringsum von Bergen abgeschlossenen breiten Talmulde standen die Häuser. In den ebenen Matten die hochgiebeligen großen, an den Hängen die niederen breiten, braun und schwarz gegen die Sonnseite, silbergrau gegen den Wetterwind zu. Alles Bauernhäuser, die zwei einzigen Handwerker im Bühl, der Schreiner und der Schmied, waren auch Bauern und hatten ihre Werkstatt im alten Käskeller. Auch die Schule hatte wohl Platz in der Stube eines solchen Hauses. Inmitten der Heimen, auf

einem felsigen Hubel stand die Ruine eines alten Turmes. Die dicken Mauern, zum Teil von Efeu umklammert, zeigten schwere, große Steine. Die Fensteröffnungen waren von Gras und Sträuchern überwuchert. Im kleinen Mätteli um den Turm lagen heruntergefallene Mauersteine. Das war der Heidenturm. Die Sage erzählt, daß dieser Turm schon dagestanden zu einer Zeit, da heidnische Völker in diesen Wäldern gewohnt. Dort hätten diese ihre Feste gefeiert, ihre Opfer abgehalten und Blutgerichte.

Krähen und Dohlen wohnten nun dort oben. Eis und Sturm hat viel von ihm abgebrochen. — Aber er steht immer noch hochaufgerichtet und stolz als Wahrzeichen im Bühl. Die Buben haben Angst dort herumzuklettern wegen den Schlangen. Die alten Leute reden davon, man habe oft in Sturmnächten von dort her Jammern und Heulen gehört und in heißen Sommernächten wohne der Teufel darin. Und wirklich in einer schwülen Nacht sah man um die Geisterstunde im Heidenturm ein Licht aufblitzen, ein gespenstisch helles Licht. Grellweiß und wieder rot leuchtete es zwischen den Sträuchern auf und warf einen unheimlichen Schein in die Dunkelheit hinauf. Auf einmal verblaßte der Schein und nur schwarze Nacht lag über den Häusern. In den Kammern regten sich die Menschen, traten an die Fenster und unter die Türen. Im Heidenturm blitzte es wieder auf und ein fürchterlicher Knall erschütterte die Luft.

Die Nachbaren riefen. Holzschuhe klapperten auf den Steinplatten. Wieder geisterte ein heller Schein und ein grimmiges Heulen drang vom Turm her. Die Frauen bekreuzten sich. Rot und Blau leuchteten auf und ein entsetzliches Gelächter kam aus den alten Mauern. Die Männer suchten nach Stöcken und Eisen. Kinder weinten und schrien laut auf. Und jetzt, was war das, eine Feuerbahn wie eine brennende Riesenschlange schlug aus dem Turm, zischte in die Luft, zerplatzte und warf gemächlich rote, blaue, grüne Sternlein von himmelhoch hernieder. Da brach das Gelächter bei den Bauern aus. Sie lachten über die Angst, die sie selber ausgestanden. Eine zweite, eine dritte Rakete stieg hoch. Die Männer bekamen Mut, sie liefen auf den Heidenturm zu und den schmalen Weg hinauf, sie wollten den fassen und verprügeln, der sie genarrt. Der aber war nicht so leicht zu fassen. Er stand zu oberst auf der Turmmauer und lachte über die mitternächtliche Versammlung, die sich pustend und schimpfend so eilig zusammengefunden. — Er ließ ein helles bengalisches Licht aufflammen, damit man ihn und jeder den andern blendhell sehen konnte. Ja, der Veri vom Krachli stand dort oben, der hatte sich mit ihnen einen Heidenspaß geleistet.

Dann zog er mit kräftigem Schwung seine eben angetraute Frau an sich

In dieser Nacht war vielerorts lange Licht im Bühl. Viel Spaß und Aerger verkürzte die Nachtruhe. Am längsten aber schimpfte die Bäuerin in der Hostatt, Veri's Schwiegermutter: „Ich hab's ja immer gesagt. Ich war ja immer dagegen. Aber natürlich, wenn das liebe Annili sein Köpfchen durchsetzen wollte, da durfte man kein Wörtchen dagegen sagen." Dann setzte sie sich im Bett auf und schrie dem schlaftrunkenem Mann im Bett nebenan zu: „So sag doch etwas!" Und da der stumm blieb: „Na-

türlich, Du hast damals nichts gesagt und sagst jetzt wieder nichts. Aber das sag ich Dir zum mindesten, so etwas gehört sich nicht für einen verheirateten Mann, das sag ich dem Veri ins Gesicht, aber heute noch."

Von bitteren Tränen und dummen Späßen.

Man muß der Frau in der Hostatt wirklich recht geben. So etwas gehört sich für einen verheirateten Mann nicht und erst recht nicht für einen jungen Vater, der vor kaum vier Wochen den ersten Bub bekommen hat. Annili, seine Frau, war bleich und mager, saß halbe Nächte bei dem weinenden Kind und Veri spintisierte solche Späße aus. Ja, wenn er nur zu Hause auch immer so voll Humor und Lustigkeit gewesen wäre. Aber eben. Zwar mit dem Buben konnte er stundenlang spielen und Kapriolen machen. Veri hatte sich extra eine Flöte geschnitzt und spielte dem Kind nun Lieder vor: „Stille Nacht" und „Heissassa", und wenn er den Buben zu einem zarten Lächeln bringen konnte, dann schrie er durch's Haus und bis in den Stall hinüber nach seiner Frau, sie solle sofort kommen und schauen, und rühmte als hätte er eine Heldentat vollbracht.

Im Herbst, am späten Abend, in der Hostatt war längst kein Licht mehr, kam Annili mit seinem kleinen Bub auf den Armen über die Matte auf das Hostatt Haus zu. Es fand die Haustüre verschlossen, suchte nach dem Schlüssel und fand ihn nicht, dann trat es hinter das Haus und rief seiner Schwester ans Fenster hinauf: „Gretli!" Dann immer lauter: „Gretli!"

Die Mutter hörte es zuerst und kam hinaus. „So", sagte sie, „bist jetzt so weit". Annili wehrte der Mutter ab: „Weck mir den Bub nicht, er schläft, ich will mich nur ein wenig ausruhen, dann geh ich wieder." — Schweigend richtete die Mutter ein Bett, brachte Glut in den Ofen und dann einen warmen Kaffee und ließ das bleiche Gesicht und das rosige Köpfchen in den weichen Kissen allein.

Drei Tage blieb Annili daheim auf der Hostatt. Dann ging es wieder ins Krachli hinauf. Bangen Herzens schritt es mit seinem Kind auf das Häuschen zu. Voll Angst, was wohl der Veri zu seiner Flucht sagen würde. Die Haustüre stand halboffen. Ueber der Küchentüre prangte ein buntes Plakat in kunstvoller Zierschrift: „Herzlich willkommen!" Aus dem offenen Ofenloch züngelten die Flammen. Annili trat in die Stube, wollte den Bub im Kissen auf den Tisch legen. Aber er war überstellt von Tellern, Tassen und Krügen. Müde sank es auf die Tischbank am Fenster. Ueberschaute die fürchterliche Ordnung, die Schuhe beim Ofen wild durcheinander, Socken und eine Pfeife daneben, Schubladen offen und durchwühlt. Auf einmal schrack es zusammen, weil jemand hinter ihm von außen ans Fenster klopfte. Veri's lachendes Gesicht preßte sich an die Scheiben, er stieß das Schiebfensterlein auf und rief: „Gugguis!" Annili konnte mit dem besten Willen nicht mitlachen. Es schaute auf den Boden, auf dem verschütteter Milch-Kaffee eingetrocknet war. Nun würde er wohl bald hereinkommen und dann — — —. Aber er kam nicht. Durchs Fenster sah es ihn fortgehen, den Hut mit der Spielhahnenfeder keck aufgesetzt, den Tschoppen über die linke Schulter gehängt, in leichtem Gang verschwand er bergab, die Waldsäge über seiner Achsel wippte bei jedem Schritt.

Tränen quollen der jungen Frau aus den Augen. Sie nahm ihren Buben auf und ging in die Kammer. Wie sie die Türe aufstieß, klappte ein Deckel herunter, wäre ihr beinahe auf den Kopf gefallen. Auf diesem Deckel, der nun baumelnd von der Decke hing, war ein Teufel gemalt und die Schrift: „Der böse Veri!" Zwei Tage und zwei Nächte kam Veri nicht zurück.

Wie ein ohnmächtiges Mädchen in starken Armen liegt.

Vom Dorf her rattert ein Jeep. Der Motor pfaucht und brummt, aber lauter noch jodelt der Melk. Er ist mit Anken und Käse zur Bahn ins Dorf gefahren. Nun fährt er heim. Das Verdeck flattert und scheppert im Wind. Dort wo die Straße ansteigt, beim ersten Kehr, steht ein schlankes, bleiches Mädchen am Hag. Melk hält seinen Jeep an und frägt: „Willst mit?" Das Mädchen hält ein Taschentuch vor den Mund und nickt. Melk steigt aus, hilft dem Mädchen

hinauf neben seinen Sitz und frägt: „Wie heißest Du?“ Das Töchterchen gibt einen Augenblick seinen blutenden Mund frei und sagt: „Erna Knoll.“ Melk stutzt und frägt noch einmal und wieder sagt das Mädchen: „Erna Knoll!“ Da muß Melk laut auflachen: „Wie kann man auch. Siehst aber gar nicht knollig aus, so bleich und rahn und mager. Wo kommst her und wo willst hin?“ „Vom Zahnarzt komm i und heim soll i, ins Bühl, in d'Hostatt.“ „Aha“, sagt Melk und springt auf, „das trifft sich prima. Ich muß auch ins Bühl, nicht gerade in die Hostatt, die ist etwas auf der anderen Seite, aber ich fahre das Fräulein bis vor die Haustüre.“ Der Jeep orgelt und rüttelt den Berg hinan, Melk schreit dem kleinen Fräulein in die Ohren: „Ich bin der Melk, Bartli-Peters Knecht in der Maienmatt, von wo bist Du?“ „Von Innsbruck.“ „Aha, jetzt haben wir's, von Oesterreich, darum bist so ein feines Ding.“ Die großen tiefen Augen über dem blutigen Taschentuch staunten den Melk so rührend innig an. Er hätte sein lautes Gespräch noch lange fortgesetzt, wenn nicht eine alte verhutzelte Gestalt am Straßenrand aufgetaucht wäre und bittend beide Hände erhoben hätte. Melk hielt an und sogleich begann das alte Weiblein ohne Pause und hastig aus seinem zahnlosen Mund heraus zu reden: „Oh je, der Melk! Ach, welch ein Glück habe ich heute wieder! Oh, der Melk ist immer ein guter, ein herzensguter Melk gewesen, der nimmt mich sicher mit bis auf die Höhe. Herunterlaufen will ich dann gerne, nur nicht bergauf. Meine arme Brust und der Schnauf, und weißt Du, Melk, die Beine, bergauf gehts halt nicht mehr gut.“ „Hör auf“, sagte Melk, „steig ein, sonst stehen wir noch am Abend da.“ Und schon warf die Alte ihren Kräutersack und die Tschiffere auf den hinteren Sitz und kletterte immer weiter redend und rühmend in das ratternde Gefährt. Melk sagte höflich: „Fräulein, Sie müssen halt etwas zu mir duren rutschen, daß das Kräutertrieni Platz hat.“ Nun fuhren sie zu dritt, eng eingezwängt. Zum Gestank des Motors kam noch ein weiterer Duft dazu aus Kräutertrienis weiten Röcken.

Er aber war nicht so leicht zu fassen

Auf der Höhe, von wo die Straße gegen Bühl zu sanft abfällt und wo man die verstreuten Häuser in der Mulde rings um den Heidenturm sieht, wollte das Kräutertrieni aussteigen, war aber froh, daß Melk nicht haltmachen wollte. Und bald hernach war Melk wieder so froh, daß das alte Trieni noch dabei war. In einem Rank neigte sich nämlich das bleiche Mädchen Melk zu, sank zusammen und legte sich in seine Arme. Melk konnte just im Schreck noch auf die Bremsen drücken und anhalten. Was sollte er nun mit dem halbtoten Mädchen auf seiner Schoß anfangen? Aber Trieni half. Aus einer seiner vielen Rocktaschen nahm es ein Riechfläschchen, aus einer andern ein Gutterli mit Schnaps. Trieni rieb und spritzte, half dem Melk das Mädchen aus dem Wagen heben. Sie setzten es ins Gras und hielten es aufrecht. Ein Bildchen zum malen, der junge Melk mit feuerrotem Kopf sitzt neben dem bewußtlosen Mädchen, hält es sorglich in den Armen, das alte Kräutertrieni kniet davor im Gras, schwatzt

und nostert und hantiert mit seinen Flaschen und fächelt mit seinem ehemals roten Riesenschnupftuch Luft.

Aber sie können nicht stundenlang in der Sonne sitzen. Melk muß heim an die Arbeit. Kaum hat die junge Oesterreicherin die Augen aufgeschlagen, schleppen sie das Mädchen in den Jeep und fahren vor die Hostatt. Dort nimmt Melk das Mädchen auf seine starken Arme und trägt es hinein. Arme und Beine hängen leblos hinunter. Der Kopf fällt hintüber, die offenen Haare fallen herab. Oh Gott, oh Gott, der Schreck! „Ist es tot, hast Du es überfahren?" schreit die Mutter, „das arme Kind, das liebe, gute Kind, und das Blut im Gesicht!" Die stämmige robuste Frau sinkt verzweifelt auf die Ofenbank und greift nach dem Herzen.

Melk weiß nicht, wo er mit dem jungen Ding hin soll. Da öffnet sich die Türe und die Tochter kommt herein. In einer Sekunde werden ihre roten Backen kreidebleich. Auch sie frägt nach dem Unglück, wie und wann. Da zieht Melk mit seinem Schuh einen Stuhl vom Tisch weg, setzt sich darauf, richtet das Mädchen nett in seinen Armen auf. Er ist sich ja nun schon etwas gewohnt, mit ohnmächtigen Mädchen umzugehen, streichelt sanft über die zarten Wangen: „Ist ihr beim Fahren nur ein wenig schlecht geworden", sagt er langsam und breit, „der Zahnarzt wird sie zu stark geplagt haben." Die beiden Frauen erholten sich, Gretli sehr schnell, die Mutter sehr langsam. Und nun wurden wieder Riechfläschchen und Franzbranntwein hergezaubert; statt dem alten Trieni hantierte nun Gretli nahe vor seinen Augen mit den Essenzen und Wohlgerüchen. Zuletzt durfte Melk noch die Erna in Gretlis Zimmer hinauftragen, dort auf das Bett legen.

Kein Wunder, daß Melk ringsum, auf jedes Bild an der Wand und jedes Ding auf dem Tisch schaute und nicht mehr hinaus wollte, denn da war er noch nie gewesen. Er vergaß seine Pflichten zuhause, den Bartli-Peter, seinen Meister, die Kühe im Stall, den Jeep vor dem Haus. So liebenswürdig war er hier in der Hostatt noch nie aufgenommen und bewirtet worden. Und das nur deshalb, weil er die Erna Knoll nicht überfahren hatte. Nach und nach kamen dann auch die andern von der Matte und aus dem Stall. Robi, der älteste Sohn, mit seiner Frau, Walti und Brenili und zuletzt auch der Vater. Jedem wurde der Schreck und das gute Ende erzählt. Melk sah, wie lieb allen das österreichische Ferienkind war.

Wegen einem blutenden Finger.

Das Feuerwerk im Heidenturm ließ die Gemüter der Leute im Bühl nicht so schnell zur Ruhe kommen. Die alten Sagen und Schrecken lebten wieder auf. An den langen Winterabenden wurden alte heidnische Geschichten erzählt, Gespenster spukten in den Köpfen, die Angst schlich in die Herzen der Kinder. Und manch eine Frau schaute am Abend zweimal nach, ob sie die Haustüre gut verschlossen und den großen Riegel auch richtig vorgeschlagen habe. Und doch wollten die Teufelsgeschichten und der heidnische Spuk nicht mehr recht in die heutige Zeit hineinpassen. Man wollte nichts mehr mit solchem Zeug zu tun haben. Man wollte den alten Turm abbrechen.

Die Korporation Bühl sollte schon längst einen Teich anlegen, eine Wasserreserve für die Feuerwehr. Dazu wollte man die guten Steine vom Turm gebrauchen. Die Genossenbürger von Bühl, fleißig und sparsam, hatten wenig Sinn für die landschaftliche Schönheit einer alten Ruine, aber viel Sinn für das Einsparen von einigen großen Banknoten. So nahm der Plan immer mehr Gestalt an und drang leicht in die harten Köpfe ein.

In der Nacht einmal kommt Veri aufgeregt heim, schlägt die Türe zu. Rumort in der Küche herum, spricht laut vor sich her, dann kommt er in die Kammer hinein, setzt sich auf Annilis Bett und sagt: „Jetzt ist die Verrücktheit im Bühl höchst persönlich eingezogen. Daß sie dem alten Heidenturm ans Leben wollen, das ist ja nun so gut wie abgemacht. Mein Feuerwerk hat denen scheints ein Licht aufgesteckt. Sie wollen einen Feuerweiher aus den Mauersteinen machen. Aber jetzt, hör mal zu, Annili, jetzt paß auf." Annili hebt den Kopf aus den Kissen und warnt: „Nicht so laut,

Veri, weckst ja den Bub." Zuerst etwas leiser spricht Veri weiter: „Macht nichts, der soll's nur auch hören, was die für grandiose Ideen haben. Stell Dir mal vor, Annili: Jetzt, da dieser Feuerwehrtümpel so gut wie abgemachte Sache ist, jetzt kommt der alte Bartli-Peter mit einem ganz neuen Plan. Eine Kapelle will er bauen aus den Steinen. Eine ganze große mächtige Kirche für die paar Häuser im Bühl. Und dann soll man nicht mehr zu den Leuten kommen ins Dorf am Sonntag, sondern hier bleiben. Denk einmal nach, was so eine Kirche kostet. Der Peter meint, man solle das Geld zum Teil aus dem Vermögen der Korporation nehmen und dafür weniger Genossame-Nutzen austeilen. Man habe mehr davon, wenn man eine eigene Kapelle habe. Was so ein alter, verschrobener Junggeselle alles ausspintisiert! Und das sollen wir fressen. Den sollte man im Güllenloch einsalzen."

Annili hörte nicht mehr zu. Es hing seinen eigenen Gedanken nach und sagte dann: „Aber das wäre doch herrlich schön, wenn wir im Bühl eine eigene Kapelle hätten, das wäre wunderbar." Damit hatte es Veri's Reden auf einige Töne höher gebracht. Der Bub erwachte und schrie und mit der Nachtruhe war es für lange vorbei.

Anderntags kam der Melk von der Maienmatt ins Krachli hinauf. Er mußte am nahen Drahtseil Holz aus dem Alpwald herunterlassen. Annili wollte ihn fragen. Der Melk mußte Bescheid wissen, er war doch Bartli-Peters Knecht. Aber zur gleichen Zeit kam auch Annilis Schwester, s'Gretli, auf Besuch. Es blieb den ganzen Tag. Das war eine so große Freude, daß Annili darob vergaß, zum Melk ans Drahtseil hinüber zu gehen. Es war auch nicht nötig, denn der Melk kam ganz ungerufen ins Haus.

Etwas verlegen trat er in die Stube, hielt eine blutende Hand vor sich her und fragte um einen Lumpen. Er habe sich den Finger aufgerissen. Nicht wichtig, aber wenn er nichts darum binde, dann komme ihm das Karrensalb vom Drahtseil ins Fleisch. Annili holte flugs Verbandzeug. Gretli wäscht ihm die Wunde aus: „Du, die abstehende Haut muß man aber wegschneiden, sonst heilt Dir das nicht gut." „Das ist mir egal", sagt der Melk. „Was egal, wenn es nicht zuheilt?" „Nein, wenn Du wegschneidest." „Und wenn's dann weh tut?" „Das ist auch egal." Gretli stochert extra etwas ungeschickt mit der Scherenspitze herum. Aber Melk zuckte nicht ein einziges Mal. — Dann legte es ihm einen kunstgerechten Verband um den Finger. „So jetzt ist's für's Erste wieder gut. Aber wenn der Verband bis zum Abend wieder schmutzig ist oder durchgeblutet, dann mußt vor dem Heimgehen nochmals neu verbinden lassen", sagte Gretli ernst und befehlerisch wie ein Arzt. Melk hielt den Finger immer noch hingestreckt. „Was willst noch?", fragte Gretli. „Ich möchte gerne, daß Du so weitermachst", lachte Melk, „Du hast eine so zarte Hand." „Mach keine dummen Späße, da schau meine zarten Hände an, voller Hickel vom Gemüserüsten und Säuträuke kochen."

Das alte Kräutertrieni kniete davor im Gras

Melk frug etwas zaghaft, ob er nicht hier in der Küche sein mitgebrachtes Mittagessen aufwärmen dürfe. „Aber natürlich, komm gib her, ich mach Dir's zurecht, kannst dann mit uns zusammen essen." Melk holte aus dem Rucksack sein kleines Paket. Gretli

machte auf und schaute hinein: „Brot und Speck, was gibt's da zu wärmen?“ Melk mußte gehen. Die Holzer hatten oben ans Seil geschlagen. Das war das Zeichen, daß wieder ein paar Ladungen bereit lagen.

Zum Mittagessen kam Melk zurück und fand auf dem Tisch eine gute Suppe und zu seinem Speck schmackhafte Bohnen. Aber viel lieber als das köstlichste Essen war ihm seine Tischnachbarin. Immer wieder schaute er verstohlen zu Gretli hinüber. Annili räumte ab. Melk wollte nicht vom Tisch aufstehen. Gretli nahm seine Handarbeit auf. Nun konnte er nach Herzenslust das vornübergebeugte Köpfchen betrachten. Gretli blieb stumm und schien ganz in seine Arbeit vertieft. Melk wollte reden, den kurzen Augenblick, da sie allein waren, ausnützen. Tausenderlei fiel ihm ein und nichts konnte er aussprechen. Nur eine Frage konnte er anbringen, ob Gretli morgen wieder hier im Krachli sei. „Ja“, sagte Gretli, „und vielleicht auch die nächsten Tage noch, warum?“ Melk sagte nur so leichthin, „ja eben, ich kann's dann so einteilen mit dem Holz drahtnen.“

Melk hätte sich auf dem Heimweg die Haare ausreißen mögen. Warum hat er nicht geredet? Es muß ja denken, ich sei ein Stock. So ein Augenblick kommt nie mehr. In der Nacht schlief er schlecht. Er studierte, was er morgen alles dem Gretli sagen wolle, was er heute hätte sagen können. Das, und weil er den Morgen fast nicht erwarten konnte und auch weil ihm der Finger so arg weh tat, ließ ihn keine Stunde schlafen.

Von der harten Sprache der Männer ...

Früher als sonst war Melk im Stall. Früh schon schritt er zum Krachli hinüber. Heute wollte er nicht mehr die kostbare Zeit vertrödeln und dasitzen wie ein Stock. Er wußte jetzt, was er dem Gretli alles sagen wollte. Aber nicht alles, was sich ein junger Knecht in den Kopf gesetzt hat, kommt schön fadengerade wie er will. Zuerst mußte er die vielen Ladungen Holz entgegennehmen und wegschaffen, welche ihm die Holzer von oben zugehen ließen. Und kaum war eine Pause eingetreten, kam Gretli in großer Hast und Aufregung zum Drahtseili hinüber gesprungen und rief: „Melk, komm schnell, komm uns zu Hilfe, der Veri!“

Melk ließ Holz und Werkzeug liegen und lief mit Gretli auf das Haus zu. In den paar Sprüngen hörte er noch das Gretli jammern: „Der Veri schlägt das Annili halbtot. Du mußt ihm wehren, er ist ganz verrückt vor Zorn.“ Melk sprang voraus und in die Stube hinein. Dort brauchte er keine Erklärung mehr. Mit einem Blick sah er die Gefahr. Der Tisch war umgeschlagen, das Geschirr am Boden, das Kruzifix lag zerbrochen dabei. Annili kauerte in der Ecke und schützte mit Armen und Händen seinen Kopf. Hoch aufgerichtet mit erhobener Faust stand Veri vor ihm.

Melk faßte den Veri von hinten und drückte ihn mit seinen starken Armen an die Brust. Veri drehte und wendete sich. Melk ließ ihn nicht aus der Umklammerung. Veri schlug mit den Schuhen aus und stieß so heftig an die Wand, daß beide Männer hintüber hinfielen. Blitzschnell sprangen beide wieder auf und standen sich einen Augenblick gegenüber. Veri führte den ersten Schlag, mitten in Melk's Gesicht. Aber nun kamen Melk's harte Fäuste in Schwung. „Da, kannst schauen wie das schmeckt“, brummte Melk. „Da, kannst jetzt selber spüren, wie es ist, wenn man verprügelt wird.“ „Hast das vergessen, mußt das wieder einmal erfahren.“ Veri wehrte sich und traf auch manchmal hart auf. Plötzlich warf er sich auf den Boden und schlug dem Melk mit dem Schuh gegen den Bauch. Melk knirschte mit den Zähnen. Von da ab kämpften sie stumm.

Die Stube war viel zu klein für einen solchen Männerkampf. Die Bilder fielen von der Wand. Stühle krachten, die Ofenbank flog in Stücke. Annili war längst hinausgeschlüpft. Melk gab nicht nach, bis Veri ohne zu mucksen am Boden lag. „So, hast jetzt genug“, sagte Melk zwischen schweren Atemzügen, „weißt jetzt, wie das ist. Jetzt könnte ich Dich ja zu Mus austätschen. Ich mach's jetzt nicht. Aber wenn Du noch ein einziges Mal das Annili plagst, dann hau ich Dich zu Brei.“ Dann trat Melk in die Küche hinaus zu den Beiden, die zitternd und verängstigt am Herd standen. „Vorläufig seid Ihr

jetzt sicher. Wenn nicht, dann ruft mich. Ich bin den ganzen Tag am Seil drüben."

Den ganzen Tag blieb Melk bei seiner Arbeit. Während dem Essen und jeden freien Augenblick schaute er zum Häuschen hinüber. Er sah und hörte nichts. Kein Huschen hinter den Vorhängli, keinen Laut. Am späten Nachmittag sah er den Veri fortgehen. Melk ging zum Hirten heim, kam aber wieder am Abend auf den Holzplatz — zum Drahtseil. Endlich, im Halbdunkel vor der Nacht, kam eine Frauengestalt auf ihn zu: „Gretli", rief er. Annilis Stimme antwortete ihm und frug ihn, ob er nicht so gut sei und mit dem Gretli heimgehen wolle, der Veri sei fort und könnte ihm vielleicht abpassen. Dann bat es ihn auch noch schluchzend und weinend: „Melk, sei so gut und sag es keinem Menschen, was Du heute hier gesehen hast." Melk versprach gerne beides. — —

So kam es, daß Melk und Gretli in der Nacht vom Krachli auf die Hostatt zugingen und daß sie dabei einen weiten Umweg durch den Wald nahmen. Wohl um dem Veri ganz sicher nicht zu begegnen.

Ein Spiel mit Ball und Schatten
Photo B. Rast, Fribourg

Und von der süßen Sprache der Liebe.

Lange schritten sie schweigend hintereinander her. Melk ging voraus und suchte den Weg. Dann begann Melk davon zu erzählen, was er in der Nacht alles überdacht habe. Wie er nicht schlafen konnte. Wie er sich nach ihm, dem Gretli gesehnt habe. Daß er es nun einmal grad heraus sagen müsse, daß er niemand auf der ganzen Welt und noch nie in seinem Leben so gern und so lieb habe, wie eben das Gretli, das schweigend hinter ihm her kam. Er redete wie in den leeren Wald hinein. Nur die Schritte verrieten ihm, daß es doch noch da war. „Red nicht so, Melk", sagte es endlich. „Wie kannst Du nach all dem, was Du heute erlebt hast, nur davon reden. Ich weiß jetzt, wie die Männer sind. Was hat der Veri dem Annili nicht alles versprochen! Den Himmel auf Erden hat er ihm versprochen. Lieb haben, behüten, glücklich machen, überglücklich und noch mehr. Ich weiß, was mir Annili damals erzählt hat. Wie es mich gebeten hat, ihm zu helfen, weil die Eltern so dagegen waren. Daß nur der Veri sein Glück sei und es nur bei ihm alles, alles finde. Und jetzt. — Du hast es ja heute gesehen." Für den Melk war es nicht leicht darauf zu antworten. Zögernd begann er: „Wenn aber einer da ist, der nichts verspricht, dafür aber alles hält, was Du von ihm Dir wünschest?" „Ich glaube, solche Männer gibt es nicht." Melk blieb stehen: „Ich möchte so ein Mann sein." „Kann man Dir glauben Melk? Ist das wahr? Wenn das so wäre.

Ich glaube ein Dutzend Mädchen möchten den zum Mann haben." „Gretli, ich brauche nur ein einziges, nur Dich." „Ja, ja, solche Späße kenne ich", sagte das Mädchen traurig, „aber wenn es dann ernst wird." „Mir ist ernst, Gretli." „Jetzt vielleicht schon, aber wie kannst Du sagen, wie Du in ein paar Jahren denkst und tust?" „Ja, das kann ich Dir sagen, daß ich Dich dann noch mehr lieb habe." „Bist Du ein Prophet?" „Nein, das nicht, aber ich bin treu."

Still gingen sie weiter. Melk suchte nach Worten und Gretli wiederholte immer nur das eine Wort treu.

Sie schritten auf eine helle Waldlichtung zu, kamen zum Waldsee. Weiße leichte Nebelfahnen, wie Gestalten stiegen aus ihm auf. Wie totes Blei lag das Wasser im Mondlicht da. Eine unheimliche Stille hüllte sie ein. Hohe, finstere Tannen ragten hinter dem Seelein auf. Wie gebannt schauten sie auf das märchenhafte Bild.

Vielleicht dachten sie an den toten Soldaten, der vor vielen Jahren in dem Waldsee versunken war. Ein Soldat, von einer fernen Armee aus fremdem Land vertrieben und versprengt. Er war in zerschlissenem Mantel ins Bühl gekommen, hatte um Brot und Wärme gebettelt. Das war vielleicht mehr als ein halbes Jahrhundert her, zur Zeit, da das Kräutertrieni noch ein kaum erwachsenes Mädchen war und im hintersten Heimeli mit seiner kranken Mutter wohnte. Bei denen blieb er dann, der Soldat. Er flickte Uhren und die Schlösser von Jagdbüchsen. Trieni's Mutter starb, der Soldat blieb mit dem jungen Mädchen in dem Hüttli. Bis die Gemeinde zum Rechten sah. Sie wollten dann heiraten, die zwei. Aber er hatte keine Papiere und einen fremden Glauben. Er wollte nicht fort. Und das Trieni wollte nicht von ihm lassen. Auf einmal war er verschwunden. Niemand kümmerte sich darum. Nur das Trieni suchte Tag und Nacht, frug und jammerte. Ein Bub, der im Wald Beeren suchte, kam ganz verstört heimgelaufen und berichtete, er habe einen toten Mann aus dem Waldsee aufsteigen sehen. Die Leute wollten ihm nicht glauben, gingen aber mit ihm hin. Dort sahen sie, nahe am Ufer im Schilf, den Kopf des Soldaten, bleich und aufgeschwollen aus dem Wasser ragen. Die Knechte holten Bretter, um über den Moorgrund die Leiche zu holen. Wie sie aber nahe kamen, versank der Kopf. Niemand hat je wieder etwas von dem toten Soldaten gesehen. Seitdem ist es ungeheuer um den Waldsee. Man sagt, zu gewissen Zeiten höre man Glocken läuten hier. Glocken, die dem armen Heimatlosen ins Grab läuten, Glocken von Rußland oder der Ukraine. Trieni hat den alten Einsiedler im Bühl angefleht, daß er für ihn bete. Der ist dann eine Woche lang Tag und Nacht hier geblieben.

Blasen steigen aus dem tiefen Grund auf. Ein leiser Wind knistert und flüstert im Schilf. Die Rohre neigen sich. Ein Kräuseln geht über die Fläche. Eine lähmende Angst steigt dem Gretli im Herzen auf. Es lehnt sich eng an den Melk: „Hörst Du die Glokken?" Melk nimmt Gretli sanft in seine Arme: „Brauchst keine Angst haben, bist ja bei mir." Er fühlt Gretlis heftigen Herzschlag und sagt: „Ach, wenn ich Dich doch immer so beschützen und behüten dürfte." Langsam kommt die Ruhe wieder in Gretlis Gemüt. Wie sicher und geborgen fühlt es sich so nahe bei ihm.

Dann will es gehen. „Hast keine Angst mehr", frägt Melk. „Nein, nicht mehr." „Siehst Du", sagt Melk im weiterschreiten, „jetzt weißt Du das für Deiner Lebtag, wenn Du wieder einmal in Angst bist, wenn Du Dich in Gefahr fühlst, Gretli, dann kommst Du zu mir, kommst wieder so in meine Arme, dann wird Dir wieder alles gut." Gretli trappt schweigend hinter ihm her durch den Wald und denkt immer und immer wieder Melk's Worte: „Ich bin treu!"

Unter dem Apfelbaum.

Erna Knoll, das Ferienkind in der Hostatt war und blieb ein zartes Töchterchen. Es liebte Bücher, diese holte es beim Herrn Kaplan im Dorf. Es lag gerne auf einer Wolldecke, schaute in die fahrigen Wolken hinauf und träumte. Es sang mit einer weichen sammtigen Stimme und wußte viele Gedichte auswendig. Wenn es im Schatten des Apfelbaumes lag, setzte sich gerne

das Vrenili zu ihm, sobald es von der Sekundarschule im Dorf zurück war und seine Aufgaben gemacht hatte. Der Vater kam herzu und plauderte mit ihm. Oder auch gelegentlich einmal kam Gretli und erzählte ihm Geschichten. Mit weit offenen Augen und Lippen konnte dann Erna zuhören, immer weiter fragen, immer neue Geschichten erbetteln. Soviele Geschichten wußte Gretli ja gar nicht, wie sie Erna von ihm verlangte, es mußte also das Phantasieren zu Hilfe nehmen oder das Träumen. So erzählte es dem Ferienkind aus seinem eigenen Leben, so als ob sich dies alles vor langer Zeit abgespielt hätte: „Es war einmal drüben im anderen Tal ein Bauernsohn — Melchior hieß er — groß und stark war er und hatte ein gütiges Herz. Sie waren zuhause so viele Kinder, daß nicht für alle Platz war und keine Aussicht sich selbständig zu machen. Da schickte ihn der Vater in die Fremde, hierher ins Bühl zu einem alten Onkel. Der war sehr reich, aber fürchterlich jähzornig. Er hatte ein schönes Bauernhaus, eine Sennhütte, Speicher und Stall, so wie Du sie hier in der Gegend heute noch siehst. Bei dem Onkel wurde der Melchior Knecht. Er schaffte und werkte von morgens früh bis in die Nacht, ertrug alle Launen und Eigenheiten des alten Onkels und arbeitete auf dem Heimen, als ob es sein eigenes gewesen wäre. Denn der Melchior war treu. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie ein Mensch so treu sein kann, wie Gold.

Zu der Zeit lebte auch ein Mädchen hier im Bühl, Gretli hieß es, so wie ich. Das sah den schmucken Knecht gern. Aber es wußte nicht, was Liebe ist. Hier im Bühl sind ja so wenig Leute, man trifft sich immer wieder. Es gab genug Gelegenheit, den Knecht zu sehen. Gretli freute sich jedesmal, vielleicht war's einmal bei einem Tanz, oder bei einem Fest oder auf dem Kirchweg. Aber einmal, da waren Gretli und der Melk, eh nein, der Melchior, ganz allein in einer Stube. Er saß hinter dem Tisch und erzählte und Gretli nähte ein weißes Hemd. Und auf einmal lernte das Gretli die Liebe kennen. Weißt Du, das ist ein Gefühl, wie wenn mitten im Herzen eine große Glut heiß wird. Das sprengte fast die Brust auf, es wollte dem jungen Knecht um den Hals fallen und konnte sich doch nicht von der Stelle bewegen. — Weißt Du jetzt, was Liebe ist, Erna? Und das hört nicht auf, das Sehnen wird fürchterlich, ja das Gretli konnte nur mehr an den Melchior denken. Und das Glühen in der Brust hört nicht mehr auf.

„Brauchst keine Angst zu haben, bist ja bei mir"

Und dann standen sie einmal in der Nacht am Waldsee. Huuuh, dort ist es gespenstig und gruselig. Und Gretli hatte furchtbare Angst. Da nahm der Knecht es in seine Arme."

Gretli schaute nun auch in die fahrigen Wolken hinauf und vergaß weiter zu erzählen. Bis es von der aufmerksamen Zuhörerin gemahnt wurde: „Ja und dann, was geschah dann am Waldsee?" „Ja, dort am Seeli, da hatte das Gretli auf einmal keine Angst mehr, aber die Liebe wurde ihm auf einmal so heiß und so übermenschlich, daß es auf der Stelle gestorben wäre — wenn der Melk es nicht so gut gehalten hätte." „Ja, und dann? weiter, was geschah dann?"

Verträumt und zögernd sagte Gretli: „Ja dann, kommt einfach die Seligkeit! Ich weiß nicht, wie die Geschichte weiter geht.“ „Aber, sag, sind sie denn gestorben?“ „Wo denkst Du hin, sie leben noch, und wie — — —. Nein, was erzähl ich Dir, ist ja alles wie ein Traum. Aber sag's keinem Menschen. — Ich muß gehen.“

Milch-Schaum für die Katzen.

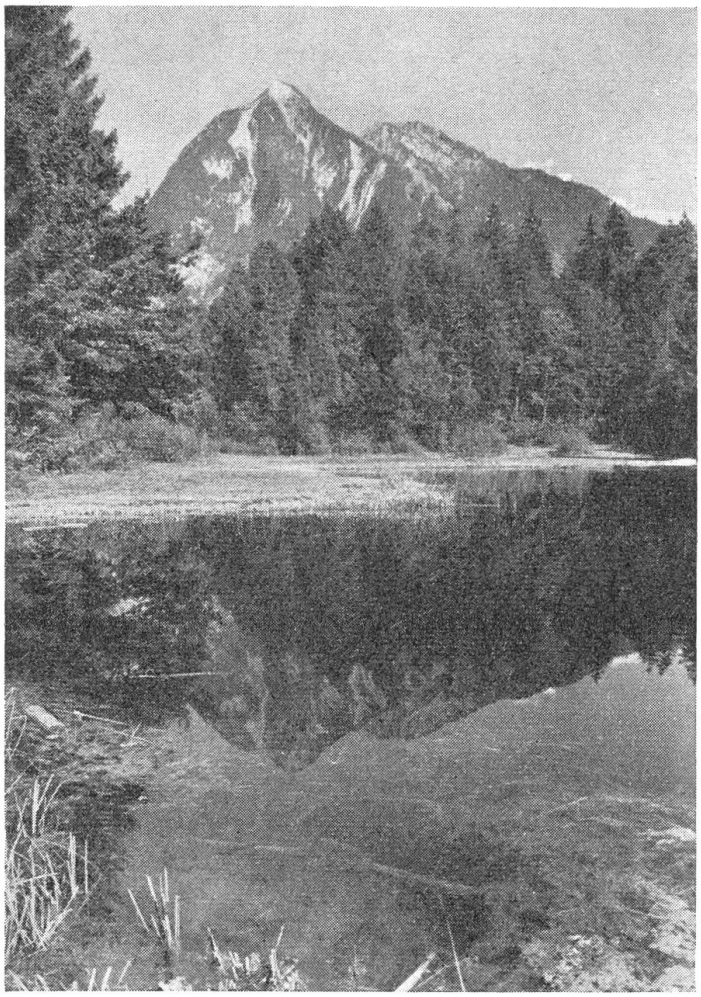
In der Maienmatt ist das Jodeln ausgebrochen. Melk jodelt beim Melken, jodelt beim Grasen, jodelt im Tenn, auf dem Jeep, in der Sennhütte und bei den Schweinen. Der Bartli-Peter, sein alter Meister, ruft ihm vom Stubenfenster aus zu: „Melk, seit wann hast Du den Narr im Kopf?“ Melk lacht hinauf: „Seit gestern, Onkel“, und jodelt weiter. Lisi, die junge Haushälterin, frägt ihn: „Hast das große Los gewonnen, Melk!“ „Jawohl, genau das hab ich.“ „Wieviel?“ „Mehr als hunderttausend Franken.“ Lisi lacht mit und verschwindet. Aber in seinem Köpfchen beginnt es zu arbeiten. Es streicht dem Melk nach wo es kann, will was vernehmen. Lisi ist nicht dumm. Es sitzt hier seit Jahren in der Maienmatt und führt das Regiment ganz stramm, trotz seiner Jugend. Es gehört auch sozusagen zur Familie. Es ist das Gottenkind vom Bartli-Peter und wurde von ihm gleich nach der Entlassung aus der Schule aufgenommen. Lisi's Vater und der Bartli-Peter waren gute Freunde gewesen, trotz dem großen Altersunterschied. Und da dieser Freund, Vater von vielen Kindern, noch jung durch einen Unfall sozusagen in Peters Armen starb, hat es als Gottenkind auf der Maienmatt ein neues Heim gefunden. Es half zuerst der Haushälterin und zeigte sich sehr geschickt. Da nun einmal der Bartli-Peter in einem Wutanfall die Haushälterin kurzerhand zum Haus aus jagte, schlüpfte Lisi, trotzdem es noch kaum zwanzig Jahre alt war, an ihre Stelle. Es verstand besser als seine Vorgängerin dem Götti nach dem Geschmack zu kochen, ihm je nach Laune ein knusperiges oder gesalzenes Essen vorzusetzen. Ja, Lisi hatte ein schlaues Köpfchen und ganz bestimmte Pläne. Jetzt interessierte es sich für den Melk.

Lisi kam in den Stall zum melkenden und jodelnden Melk, hielt ihm eine Tasse hin und sagte: „Gib mir Schaum, für das Katzli.“ Melk wechselte vom Jodeln zum Pfeifen hinüber und strich ihm mit dem Finger Schaum ins Beckli. Lisi neigte sich ganz nahe zum Melk hin: „Hast Gurgeliwasser getrunken, daß es Dir so trillert?“ Melk strich dem Lisi den letzten Schaum unter die Nase und sagte: „So jetzt hast gleich für beide Katzen, für die weiße und für die schwarze.“ „Au, au“, schoß Lisi auf und rieb sich das Auge rot. „Bist mir ins Aug hinein geschossen“, ließ die Tasse fallen und heulte auf. Er wollte weiter melken, aber Lisi blieb stehen und begann zu schimpfen: „Jetzt hab ich Dreck im Auge und Schmerzen wegen Deinem tappigen Tun. Ich kann's ja nicht mehr aufmachen.“ Melk kroch hervor, ging mit dem Lisi unter die Stalltüre. Dieses hielt ihm das Gesicht schön gegen das Licht. Melk putzte seine Hände ab und wollte seine Missetat näher untersuchen. Da huschte ein Schatten an der Türe vorbei. Lisi schrie überlaut: „Hör auf, der Götti, laß mich in Ruh“, und lief wie eine Verfolgte ins Haus.

Nach dem Nachtessen versuchte Peter mit seinen zitterigen Fingern die Pfeife zu putzen. Lisi schaute ihm eine zeitlang zu, dann sagte es: „Gib mir das her. Ich mache das mit Wolle, dann wird sie ganz sauber.“ Peter wollte sich entrüsten: „Ich bin doch jetzt bei Gott ein alter Tubäkeler, meiner Lebtag hab ich das mit dem Kupfergusler gemacht.“ Lisi war schon heftig am putzen: „Wirst sehen, so geht es besser, kannst jetzt probieren.“ Es holte ihm Tabak und Streichhölzer und zeigt seine helle Freude, daß die Pfeife so flott in Brand kam. Hinter der Rauchwolke hervor fragte der Peter: „Was hast Du mit dem Melk im Stall zu tun?“ Lisi legte seine Hand auf Peters Faust und sagte liebevoll: „Das kann ich Dir jetzt noch nicht sagen. Es ist noch nicht soweit.“ Peter richtete sich auf: „Was geht da hinter meinem Rücken vor?“ „Nur zu Deinem Vorteil, Götti.“ Der Gwunder stach den alten Bartli. Er versteifte sich darauf es zu erfahren. „Ich hab Dir schon gesagt, lieber Götti, ich darf Dir nicht zu früh da-

von berichten." „Und ich will's jetzt wissen!" trumpfte Peter auf. „Ich sag's Dir wenn ich's sicher weiß." Die Zornader auf Peters Stirne begann dick und krumm zu werden. Peter schlug mit dem Stock auf den Boden. Lisi hetzte noch ein wenig, dann saß es ruhig an den Tisch und sagte: „Ich hab Dir ja gesagt, es sei zu Deinem Besten. Und ich hab Dir auch gesagt, daß es jetzt noch zu früh ist, davon zu reden. Ich müßte warten, bis ich sichere Beweise habe. Aber wenn Du partu willst, muß ich wohl gehorchen. Ich habe den Melk im Verdacht — daß er stiehlt."

Der Bartli-Peter sprang hoch wie ein Junger und schrie: „Das ist nicht wahr, das ist gelogen, der Melk — —." Lisi hielt ihm den Mund zu und flüsterte: „Red nicht so laut, sonst hört's der Melk und sieht sich vor. Du darfst Dich nicht aufregen, Götti, das schadet Deinem Herzen, wart, ich hol Dir Tropfen." Im Hui war Lisi zur Tür hinaus, daß die schwarzen Haare nur so flogen.



Der stille Gerzensee im Kernwald
Photo Reinhard, Sachseln

Wie die Vertreter der hohen Regierung zum Frieren kamen.

Zum Veri ins Krachli hinauf kamen abends spät der Wildhüter und der Polizist. Die Dunkelheit der Nacht stieg eben vom Bühl an den Bergen nach hinauf. Sie wollten auf dem Drahtseil in den Alpwald hinauf. Veri schlug die Hände über dem Kopf zusammen: „Auf dem Seil ist der Personentransport nicht erlaubt." Der Polizist wurde ungeduldig. „Mach keine Faxen, wir wissen schon, daß hier immer die Aelpler hinauffahren. Komm mit." Veri stand nicht vom Tisch auf: „Nicht ein einziges Mal, es ist von der Regierung verboten." Der Wildhüter drauf: „Wir sind hier jetzt selber die Vertreter der Regierung, mach vorwärts, Veri." Endlich bequemte er sich zum mitkommen: „Auf Euere Verantwortung, und nur im Namen der Regierung." — Aber dann zögerte er wieder: „Ja, ich muß natürlich zuerst schauen, ob oben genug geladen ist für zwei? Kann nicht einer nach dem andern fahren?" „Nichts da, warum so lange herumreden, mach jetz vorwärts!" „Eh nun, wenn ihr die Verantwortung übernehmen wollt und so pressant seid." Die beiden stiegen in das leichte Gatter. Veri löste die Bremsen und drahtete sie in die Nacht hinauf. Nach wenigen Minuten riß und zerrte Veri mehrmals an der Bremse und brachte schließlich das Laufseil zum stehen, dort, wo er vermutete, daß sie gerade just über dem tiefen Graben schwebten. Dann ging Veri seelenruhig und lachend ins Haus. — — Er setzte sich wieder an den Tisch. Seiner Frau gab er kurz und freundlich auf ihre

Fragen Antwort und vertiefte sich immer mehr in seine Arbeit. Er war nämlich gerade damit beschäftigt, für seinen Bub einen Baijaß zu schnitzen, der Arme und Beine bewegte, wenn man an der Schnur zog. Wohl über eine Stunde lang bastelte er im größten Eifer an diesem Kunstwerk. Er hörte wohl, wie immer und immer wieder ans Drahtseil geschlagen wurde, hörte auch die Rufe. Auf einmal sprang er auf, sagte in die Kammer hinein, ich muß noch schnell zum Schmied.

Tatsächlich ging er zur Schmiede und weckte die Leute. Die Frau fragte zum Fenster hinaus, was denn los sei. Veri rief hinauf, er müsse unbedingt sofort den Schmied haben, wegen dem Drahtseil. Die Frau wehrte ab: „Der Vater kann jetzt nicht aufstehen, er hat Gliedsucht." „Er muß unbedingt sofort kommen", rief Veri, „es ist wegen der Regierung." „Der Vater hat mit der Regierung nichts zu tun", drauf schlug die Frau das Fenster zu und löschte das Licht. Veri rief noch hinauf: „So gebt mir wenigstens das nötige Werkzeug!" Aber niemand im Haus gab Bescheid. Nur beim Nachbar wurde ein Fenster aufgemacht. Da ging Veri wieder gegen das Krachli hinauf, vom letzten Haus weg sehr gemächlich. Er hockte sich noch eine Zeit lang auf das Bänkli vor dem Drahtseilhäuschen und dann erst löste er die Bremsen und ließ die Vertreter der hohen Regierung weiter und bis in den Alpwald hinauf fahren.

So ist der Veri. Wenn ihm eine Teufelei in den Sinn kommt, dann kann er es sich nicht verkneifen, er muß seinen Mordsspaß haben. Er denkt nicht an die Folgen und ob er sich Feinde schafft. Während er vom Drahtseil leise pfeifend in s'Haus hinüberschlendert, denkt er sich aus: ich kann's ja beweisen, daß das Drahtseil gebockt hat. Dafür bin ich doch extra in der Nacht zum Schmied gelaufen. Die Leute haben ja gehört wie ich gerufen und geklopft habe, die ganze Nachbarschaft ist aufgewacht. Und überhaupt, was können sie mir schon antun. Da blieb er stehen: „Und kalt ist's, die haben ganz nett gefroren dort oben, die zwei. Ich wünsche ihnen einen saftigen Schnuppen und eine rassige Medizin."

Fremde Leute im einsamen Bühl.

Bergsteiger, die von den Zacken und Alpen ins Bühl hinunterschauen, stellen sich vor, daß in dem einsamen traulichen Nest der süßeste Friede walte, oder glauben, daß da unten in den Häusern zwischen den Wäldern, den weiten Matten und Alpen, unter diesen Obstbäumen und am silberigen Bach eine verträumte Eintönigkeit herrsche.

Gegen den Winter zu, da sonst die Abgeschlossenheit noch mehr spürbar wird, kam aber vielerlei Leben und Aufregung in die Stuben und Köpfe.

Zuerst zog eine Kompagnie Soldaten ein. In jedem Haus gab es Einquartierung von Offizieren und Unteroffizieren. In der Hostatt waren es gleich drei. Beim Bartli-Peter wohnte der Hauptmann. In Veri's niederem Stall standen Pferde. Drei Wochen blieben die Truppen im Bühl, kauften den Speck aus den Kaminen und Käse aus den Speichern. Sangen freche Lieder und tanzten und schäckerten mit den Mädchen. Da und dort setzte sich ein Wachtmeister oder Korporal schön warm in die Stube und erzählte bei Schnaps und schwarzem Kaffee von reichen Eltern und schönen Heimen im ebenen Land. Arnold, der Wachtmeister der Mitrailleure, der in der Hostatt einquartiert war, saß jeden Abend bei der Mutter am Stubentisch, rauchte seine dicken Stumpen und berichtete vom Obstwachs und von Gemüsepflanzungen ennet dem See. Das war für die Mutter ein Fest. Auch sie hatte von dort her ins Bühl geheiratet. Immer wieder zog sie eine Sehnsucht ins freie offene Land und zu den Leuten, die aufgeschlossen und dem Verkehr nahe waren.

Am Tag, da die Soldaten mit Jauchzen und Winken fortzogen, stand sie wehmütig und traurig vor dem Haus. Wenn sie nur ein paar Jahre jünger gewesen wäre, gewiß hätte sie noch geweint.

Später kam ein neuer Gesprächsstoff ins Bühl. Die Kommission der kantonalen Brandversicherung. Sie prüften den Standort und die Ausmaße des geplanten Feuerteiches. Das gab viel zu reden. Keiner wollte von seinem Land dafür hergeben und doch wollte jeder den Teich nahe haben.

Noch mehr Aufregung und Gerede aber verursachte ein einzelner fremder Herr. Er kam an einem klaren, kalten Novembertag, stiefelte im ganzen Bühl herum, zeichnete die Häuser und die Gegend auf große Bogen. Stieg an alle Hänge hinauf. Fast gar einen ganzen Tag lang blieb er auf dem Heidenturm-Hubel. Er nahm genaue Maße von den Mauern und vom Platz davor, steckte Stangen auf und verschwand wieder, ohne ein Wort über seine Arbeit und seinen Auftrag zu verlauten. — Wohl haben die Leute ihn oftmals angesprochen und hinten herum ausfragen wollen. Oder hatten die Kinder mit Fragen zu ihm auf den Hubel geschickt. Aber er ließ kein Wörtchen zwischen seinen glattrasierten Lippen heraus. Sein Auftreten und sein Tun allein war schon Anlaß genug zu heftigen Gesprächen. Das ist doch der Architekt für die Kirche. Der hat doch den Platz für die Kapelle ausgemessen. Der muß doch nicht so hinterhältig tun. Das merkt doch ein Blinder. Warum muß man so geheimnisvoll tun, da haben wir wohl auch noch etwas dazu zu sagen, meinten die Gegner. Die Befürworter der Kapelle wehrten sich: Wir haben keinen Auftrag gegeben. Wir wissen nichts davon. Da sieht man, uns sagt man nichts und wir sollen dann zahlen. Was mußten die Frauen für Aerger erleben, Männer beschwichtigen, gütig zureden und hätten doch selber so fürchterlich gerne mehr und Genaues gewußt.

Der Geißbub

Mit dem Teufelskarren auf den Miststock.

Der Bartli-Peter hörte jeden Abend, was in seiner Sennhütte gesprochen wurde und jede Nacht schlief er schlechter. Er hatte heimlich den Architekten in der Stadt gesprochen und ihm auf eigene Kosten den Auftrag gegeben. Damit endlich dem Hin und Her ein Plan und Kostenvoranschlag entgegengesetzt werden könnte. Nun war der Teufel los im Bühl. Die durchgewachten Nächte machten ihn ganz furibund. — Dabei mußte er immer noch auf den Melk aufpassen. Der Verdacht wegen seinem Stehlen hatte ihn nicht mehr ruhig gelassen. Er konnte es nicht glauben, wollte es nicht glauben, hatte den Melk immer gern gehabt, wie einen eigenen Sohn mitschaffen lassen, und doch fraß ihm der Verdacht und Lisi's neue Andeutungen sein ganzes Vertrauen auf. Deshalb flogen in letzter Zeit so viele laute Worte und harte Worte an die Köpfe in der Maienmatt.

Zu allem Unglück trat Melk noch auf die falsche Pedale. Er wollte mit dem Jeep einen Mistwagen vor das Tenntor ziehen. Fuhr im Schwung um die Gadenecke, kam auf dem glitschigen Plattenweg zu weit hinaus, wollte bremsen, trat mit aller Wucht auf das Pedal. Aber auf das Falsche. Statt bockstill zu stehen, tat der Jeep einen Sprung vorwärts, an die motorisierte Güllenpumpe und fiel mit Gedröhn und Gekrache seitwärts auf den Miststock hinunter.

Die Güllenpumpe kaputt und den Jeep demoliert. Das war für den alten Bartli-Peter zuviel. Sobald er sah, daß Melk vom Miststock herunterkriechen konnte, kam er mit seinem Bergstock aus dem Haus und brüllte wie ein Stier: „Jetzt ist's genug. Mach daß Du fortkommst, aus meinen Augen, aus meinem Haus, fort so weit der Himmel ist." Melk wollte sich entschuldigen, wollte erklären, aber er sah, daß das nichts nütze. Er sah auf Peters Stirne die Zornader so dick wie eine Geiselschnur. „Kein Wort will ich hören", schrie der Onkel und hob seinen Stock in die Luft, „Du hast mich jetzt genug gekostet. Ich war immer dagegen, gegen diesen Teufelskarren. Du hast mich überredet, Du hast mich genötigt. Fahr ab, Du mußt mir kein Geld mehr stehlen und vertun. Jetzt gleich, sofort, in dieser Stunde will ich Dich heraus haben, fort von meinem Heimen — — —. Steh nicht so dumm, geh — — —!" Mit dem ausgestreckten Arm zeigte der Onkel mit dem Stock den Weg ab, wohin Melk verschwinden soll.

Melk ging. Zuerst an den Brunnen hinter dem Haus. Dort wusch er den Dreck und den Mist von seinen Kleidern. Dann in seine Kammer hinauf, zog sich sauber an und verschwand. Beim Zunachten kam er noch einmal zurück, wollte mit dem Onkel reden. Aber Lisi gab ihm den Bescheid, der Götti sei krank und im Bett und wolle nichts mehr rückgängig machen. Melk wollte trotzdem zu ihm hinein. Da hörte er ihn in der Kammer schimpfen und wüten. So blieb ihm nur der Weg aus dem Haus.

„Zur Ehre Gottes, des Allmächtigen."

In den nächsten Wochen war Bartli-Peter der Mann, von dem man im Bühl am meisten sprach. Nicht nur wegen Melk's plötzlichem Verschwinden, nicht nur wegen seinem Jeep auf dem Miststock, nein hauptsächlich wegen seiner schriftlichen Eingabe an den Genossenrat der Korporation Bühl. In diesem offiziellen Schreiben ersuchte er den Genossenrat, innert nützlicher Frist eine Extra-Genossengemeinde aller stimmberechtigten Korporationsbürger einzuberufen und seinen Vorschlag zum Bau einer Kapelle im Bühl zur Abstimmung zu bringen. In diesem Schreiben war zu lesen: „Zur Ehre Gottes des Allmächtigen, und damit der heilige Leib unseres lieben Herrn Jesus Christus im Bühl eine würdige Wohnstatt hat, allen Männern, Frauen und Kindern im Bühl zu ewigem Nutzen, wolle die Genossengemeinde beschließen, aus eigenen Mitteln und Kräften eine schöne Kapelle zu bauen, in der am Sonntag oder einmal in der Woche eine feierliche hl. Messe gelesen werden kann. Die Genossenbürger, wenn sie in Mehrheit diesen Bau beschließen, übernehmen die Verpflichtung, aus dem Besitztum der Korporation so viel Geld als notwendig daranzugeben. Damit aber nicht all zu große Kosten entstehen, durch Fronarbeiten tatkräftig mitzuhelfen." Dann folgte in diesem Schreiben weiter eine Aufstellung der mutmaßlichen Kosten, ein Plan und Aufriß der Kapelle und ein Baubeschrieb. Weiter stand darin geschrieben: „Damit diese Kapelle mitten zwischen den Häusern gebaut werden kann, schenke ich das zu meinem Besitz gehörige Land auf dem Heidenhubel samt notwendigen Wegrechten dieser Kapelle und über dies hinaus noch fünftausend Franken in barem Geld." Diese Eingabe trug die Unterschrift des Bartli-Peter.

Die Männer im Bühl jauchzten nicht vor Begeisterung, sie rühmten nicht einmal den edlen Spender, sie runzelten die Stirne und schwiegen. Zuerst dachten sie lang nach, was für einen Vorteil der Bartli-Peter davon haben konnte. Dann überlegten sie ebensolange, was für Nachteile ihnen daraus entstehen könnten. Dann fingen sie von den ungeheuren Kosten an zu reden und von den späteren jährlichen Kosten und dem teuern Unterhalt. Und erst lange nach all dem, kamen sie auf den Gedanken, was eine solche Kapelle im Bühl für alle wert sein könnte. Je nach dem nun der eine oder andere bei den ersten Gedanken stecken blieb oder weiter dachte, stellte er sich zu den Freunden oder Gegnern der Kapelle.

Im Bühl stand eine einzige Wirtschaft und die Wirtsstube war klein. Die heftigsten Auseinandersetzungen fanden also in dieser engen, niederen Stube statt, wo der Rauch aus den Tabakpfeifen sturmsdick um die

erhitzten Köpfe strich. Da wurde ausgerechnet, wie viele Jahre lang man auf wie viel Bürgernutzen verzichten müßte, wie viel Fuhren mit Roß und Zwick und Wagen für den Transport von Stein und Holz notwendig werden und wie manchen Tag jeder ohne Lohn arbeiten müsse. Hätten sie das Geld, das sie dort vertranken und die Zeit, die sie dort verhockten, zur Arbeit an der Kapelle verwendet, sie hätten ein schönes Stück der Grundmauern damit errichten können. Natürlich gefiel der Plan des Architekten den meisten gar nicht und der Platz auf dem Heidenhubel komme gar nicht in Frage. Man könne doch nicht von den alten Weiblein verlangen, daß sie mitten im Winter die dreißig oder gar fünfundvierzig Treppenstufen in Eis und Schnee hinaufklettern müssen. — Davon aber sprachen sie nicht, daß seit vielen hundert Jahren die selben alten Weiblein Sommer und Winter jeden Sonntag und bei jedem Gedächtnis den weiten Weg über die Höhe ins Dorf zur Kirche gingen. — In der Wirtschaft waren meist lauter Gegner beieinander. Die Freunde der Kapelle trafen sich in den Stuben der Bauernhäuser. Der heftigste Gegner war der Schmied, ein großer starker Mann mit Schnäuzen, wie ein Polack. Er sprach mit rauher Stimme und so laut, daß die kleinen Fensterscheiben mitklapperten. Seine Faust war so hart und sein Schlag auf den Tisch so stark, daß seine Leute um den Tisch die Gewohnheit angenommen hatten, die Gläser in der Hand zu behalten. Man wußte ja warum, kannte seine Feindschaft mit dem Bartli-Peter, seine Freude am Schimpfen und Poltern, aber man hörte ihm halt doch gerne zu.

„Kein Wort will ich hören", schrie der Onkel

Kalte Rache.

Melk war nach dem Streit mit dem Onkel heimgegangen. Sein Vater und seine Brüder wollten zuerst ins Bühl und Melk rechtfertigen. Dann aber entschloß sich Melk, dem Onkel zu schreiben. Er bat um Entschuldigung und um eine Unterredung, mit krummen Buchstaben und langen Sätzen. Er schrieb auch, daß er bereit sei, den Schaden an der Güllenpumpe und am Jeep aus eigenem Erspartem zu bezahlen. Er wartete lange. Keine Antwort kam.

Länger aber konnte er nicht unnütz zu hause sein. Er mußte sich irgendwo verdingen. So ging er auch von daheim fort und weit ins ebene Land hinaus. Auf einem großen Musterbetrieb im Kanton Zürich fand er eine gute Stelle und eine warme Knechtenkammer. — Dort am kleinen Tischchen verwürgte er sein Heimweh, dort schrieb er auch dem Gretli, das er so lange nicht mehr gesehen. Jeden Tag erwartete er Post vom Onkel, von daheim, aus der Hostatt und jeden Abend mußte er sich enttäuscht zur Ruhe legen. Keine Nachrichten, keine Grüße — und keine Berge.

Veri hatte es unternommen, bei seiner Arbeit in den verstreuten Heimen gegen den Plan des Bartli-Peters zu wühlen und die stimmfähigen Genossenbürger auf seine Seite zu bringen. Er scheute keinen Weg und keinen Zeitverlust dafür. Wie von einem bösen Teufel besessen, predigte er gegen die Kapelle. Im Vorderstaffel-Haus, das letzte gegen die Höhe zu, am Kirchweg, hatte er einige junge Burschen in der Stube beim Faß gefunden. Die langen Winterabende waren für das Kartenspiel und für Veri's

Pläne günstig. Natürlich mußte er auch bei dem vielen eifrigen Reden öfters die Kehle netzen, kam dabei in Stimmung und in Durst. In Rede und Gegenrede verflogen die Stunden und der Verstand. Sie hänselten und fuxten den Veri und schenkten ihm immer mehr Schnaps und immer weniger Kaffee ins Glas. Lange nach Mitternacht, da die Alten schon längst verschwunden waren und alle Köpfe um den Tisch gleichmäßig rot waren, wollten die Burschen noch einen Fastnachtsscherz haben. Sie befahlen dem Veri den Mund zu halten. Der trumpfte erst recht auf. Da stopften sie ihm den Mund mit einem Lumpen zu, walkten ihn tüchtig aus und legten ihn auf das Kanapee. Der Bruder des Wildhüters kam auf die Idee, ihn mit einem Laubgarn, das man für die Heuburdenen braucht, auf das Kanapee zu binden. Weil das Kanapee keine Rücklehne hatte, ließ sich dies prachtvoll ausführen. Sie stellten es samt dem Veri, die Beine nach oben um und verschnürten und verknoteten die Seile, als ob das für ewige Zeiten hätte halten sollen. Veri konnte trotz aller Wut und trotz seiner Kraft sich gegen diese patente Verschnürung nicht wehren. Er mußte zuschauen, wie sich die andern vor Lachen krümmten und schön stille wie ein Wickelkind gradaus liegen.

Die Burschen fanden, es sei eigentlich schade, daß so wenig Leute diesen herrlichen Anblick genießen könnten, morgen sei in der Dorfkirche ein Gedächtnis, da könnten die Kirchgänger sich doch billig und erfrischend ergötzen. Man wurde einig. In feierlichem Zug trugen vier Burschen Kanapee und Veri an den Kirchweg und stellten ihn dort in den Schnee.

Da die übermütigen Bauernbuben jodelnd und jauchzend davon gingen, kehrte der Bruder des Wildhüters noch einmal zu dem steifen Veri zurück und sagte ihm: „Kannst jetzt selber ausprobieren, wie schön kühl es hier in den Nächten ist. Wünsch Dir eine angenehme Nachtruhe!“

Die Kirchgänger kamen, fanden den Veri zwetschgenblau und fragten ihn, wofür er da so rührend und öffentlich Buße tue. Lächeln und Mitleid geisterte gleichzeitig in ihren Gesichtern. Auch Annili kam mit ein paar Frauen zu dieser Gruppe. Der Schrekken und die Schande schlugen es fast zu Boden. Wohin konnte es fliehen, wo sich verstecken? Aber Annili faßte sich, sprang zum Veri hin, rieb ihm die Backen und die Hände, riß und zerrte an den Schnüren und Seilen, versuchte mit aller Gewalt, die hart gefrorenen Knoten zu öffnen. Nutzlos, bis einer der Männer sich der armen Frau erbarmte und mit seinem Taschenmesser das Laubgarn aufschnitt. Die Späterkommenden sahen den Veri am Arm seiner Frau torkelnd wie ein Betrunkener auf die nächste Hütte zugehen.

„Wer dafür ist, soll seine Hand erheben!“

Der Föhn hatte mitten im Winter die Bäume geschüttelt, den Schnee im Talgrund in den Bach geschickt. Ein grünblauer Himmel und ein glitzeriger Sonnenschein lag über dem Bühl am Sonntag, da die Männer sich in der Genossenstube zur Abstimmung versammelten. Mitten in den Mannen saß an einem Tisch der Genossenvogt und der Schreiber. Würdiger Ernst lag auf allen Mienen. Die Männer wußten, daß heute ein großer Entscheid fallen würde. Zuerst wurden vom Genossenvogt umständlich alle Ereignisse geschildert, die zur heutigen außerordentlichen Versammlung geführt hatten. Dann sprach er über die Kosten des Kapellenbau und erklärte die Pläne, welche schon seit Wochen in dieser Stube an den Wänden hingen. „Ich will jetzt mit meiner Meinung nicht vorgreifen. Ich will das Wort zuerst den verehrten Genossenbürgern überlassen. Wer meldet sich zum Wort?“ Die magere Hand des Bartli-Peter zeigte sich über den Köpfen. Auf seinen knorrigen Bergstock gestützt, trat er an den Tisch und fing an zu reden. Bleich war er um die Nase, der Peter, und die ersten Worte kamen nicht so ganz frei aus der Kehle: „Ich will zuerst an Euch eine Frage richten, meine lieben Mitgenossen. Warum darf das allerheiligste Sakrament nur hier im Bühl sein, wenn einer im Sterben liegt? Dann, wenn es zur äußersten Stunde geschlagen hat, dann holen wir unseren lieben Gott ins Bühl, nur dann. Und die

Lebenden, brauchen die ihn nicht? Gott hat unser schönes Bühl erschaffen, hat es uns gut und fruchtbar werden lassen, hält uns am Leben, schützt unsere Lieben und das Vieh, die Alp und Wald und Weid. Aber wir haben in all den vielen hundert Jahren, unsere Korporation ist jetzt nachweislich über sechshundert Jahre alt, wir haben in all der langen Zeit noch keinen Platz gefunden für ihn. Ist es nicht endlich an der Zeit, ihm eine Wohnstatt in seinem Bühl, das er uns zu Lehen gegeben hat, zu erbauen? Wir haben nicht daran gedacht. Es war immer so. Wir hatten, wie man sagt, genug anderes zu tun. Meine lieben Mitbürger, wir haben das Wichtigste vergessen! Wir haben die Ehre Gottes vergessen!"

Nach diesen Worten meldete sich lange niemand zum Wort. Nur in der hintersten Ecke wurde es unruhig. Dort rief einer: „Die reichen Bauern haben gut reden und der Bartli-Peter muß nicht für ein Dutzend Kinder sorgen, der alte Bub. Aber die den Hunger in jedem Kasten und den Schuldentreiber jeden Herbst zu Gast haben, die jeden Rappen vom Bürgernutzen für Zehnerlei haben sollten, die können es sich nicht leisten, Zehntausender auf den Heidenhubel hinauf zu werfen."

„Ich will zuerst an Euch eine Frage richten"

Einige Jauchzer und Bravorufe stiegen auf. Die Gegner der Kapelle bekamen Mut. Der Schmied kam an den Tisch und griff das Projekt des Architekten an, das sei ein Blödsinn, und überhaupt auf den Heidenhubel hinauf gehöre keine Kirche, besser wäre sie an der Straße beim Wald. Man solle sich wegen den 5000 Franken des Bartli-Peter nicht verlocken lassen. Man wisse nie, was er damit für ein Geschäft mache. Es werde für ihn wohl rentieren, bis jetzt habe noch alles für den rentiert. Dann trafen die Angriffe immer mehr den Peter. Rot war er im Gesicht und seine Schnäuze standen ihm weitab. In der Aufregung schlug er mit seiner Faust ein paar Mal an die Decke, weil er so eifrig seine Hände verwarf. Da rief ihm ein Junger zu: „Mußt nicht so eifrig an den Himmel klopfen, man hört Dich dort oben schon!" Ein herzliches Lachen überdeckte die weiteren Worte des Schmied. Vergebens verlangte er Ruhe, schrie und wütete, die Wirkung seiner Rede war zerbrochen.

Nun kam ein ganz Schlauer, ein mageres Manndli mit einer spitzen Tropfnase, vorsichtig und mit dünner Stimme, mit vorgeneigtem Kopf, nach allen Seiten unter den Brauen hervorblickend, erklärte er seine Meinung. Es sei alles schön und recht, der Bartli-Peter habe ganz recht und es sei ein Unternehmen, das schon längst hätte gemacht werden sollen: „Aber warum haben es unsere Vorfahren nicht schon lange gemacht? Weil sie ihre Gründe dafür hatten, weil sie genau wußten warum. Unsere Vorfahren sind kluge Leute gewesen, gescheite Leute, das darf man nie vergessen. Und wenn die es nicht gemacht haben, warum sollten wir, ich meine, warum gerade jetzt? So etwas muß überlegt, lange überlegt und überprüft werden, man darf in ein solches Riesenunternehmen nicht so leichtsinnig hineinrennen."

Nun kamen die Ueberklugen und die Zauderer zum Wort. Den Jungen wurde es zu langweilig. Zwischenrufe ertönten. Es wurde mit den Schuhen gescharrt. Dann

sprach der Bauer aus der Hostatt. Ruhig und ernst. Nach zwei Sätzen wußte man, wie sehr ihm der Bau dieser Kapelle am Herzen lag. Gegen den Schluß zu sagte er und da redete sein Herz mit: „Meine lieben Mannen! Der liebe Gott hat uns in mancher Not geholfen, hat uns in schweren Zeiten wunderbar behütet. Ihr habt jetzt Angst vor den Kosten; was meint Ihr, der liebe Gott lasse uns nachher im Stich, wenn wir den Ertrag unserer Wälder und Matten für sein Haus und seine Ehre verwenden?"

Es war so still, daß alle hörten, wie ein schwerer Schritt die Stiege hinauf und an die Türe kam. In diese Stille hinein kam Melk. Er wollte nur unauffällig hinter die anderen treten. Aber alle schauten auf ihn, wer konnte denn heute zu spät kommen? Er wollte sich der Wand nach drücken. Aber da rief einer von der Mitte aus: „Der Melk soll hinaus, der darf nicht stimmen, der ist nicht mehr hier wohnhaft." Melk wurde rot und dann bleich, dann kam er langsam auf den Tisch zu und sagte: „Ich weiß wohl, warum ich so weit her gekommen bin. Ich weiß auf den Tag, wie lange einer fort bleiben darf, bis er im Bühl das Stimmrecht verliert. Schaut nach, ob ich noch in Euern Listen bin? Ich bin Korporationsbürger von Bühl, auch wenn mein Großvater seinerzeit fortgezogen ist. Ich bin da. Ich bin zu Recht da. Ich werde stimmen."

Der Genossenschreiber schlug die großen Bücher auf, der Genossenvogt redete mit ihm. Die Männer wurden unruhig, verschiedene Gespräche hoben an. Da richtete sich der Genossenvogt auf und verkündete: „Der Melk hat recht!"

Der Bartli-Peter wurde unruhig. Immer wieder schaute er die Gesichter aller Männer ab, als wollte er das Für und Gegen aus den Mienen jedes einzelnen lesen, schaute lange und unsicher auf den Melk. Unterdessen spielte der Schmied noch einmal seine Haupttrümpfe aus, gegen die Kapelle und erst recht gegen dieses Projekt. Aber einige riefen immer wieder: „Abstimmen! Genug geredet! Abstimmen!"

Noch einmal trat der Bartli-Peter vor. Er wolle nicht, daß wegen dem Plan des Architekten der Bau der Kapelle gefährdet werde. Man könne doch zuerst darüber abstimmen, ob man eine Kapelle bauen wolle oder nicht, und dann erst, ob nach diesem Plan oder nach einem andern, einem neuen.

Melk trat vor: „So viel ich verstehe, hat der Onkel eine Eingabe gemacht, die Kapelle und so wie der Plan ist, zu bauen. Er kann doch jetzt nicht im letzten Augenblick seine eigene Eingabe abändern. So wie die Eingabe ist, muß abgestimmt werden." Der Genossenrat trat zusammen und entschied dann nach Melk's Meinung. Unterdessen hatte der Bartli-Peter den Melk nicht aus dem Auge gelassen. Zorn und verhaltene Wut blitzte in seinem stechenden Blick. Der Genossenvogt verlangte für sich das Wort. Es wurde ganz still in der Stube. So still, daß man von weit her die Glocken der Dorfkirche läuten hörte. Der Genossenvogt begann ganz ruhig: „Liebe Genossenbürger! Hört ihr die Glocken vom Dorf her? So Gott will, und wir wirklich gläubige Christen sind, einen Glauben haben, wie unsere Väter und Ahnen, dann läuten in einem Jahr die Glocken von unserer eigenen Kirche. Wir haben eine schwere Entscheidung zu treffen, jetzt, in dieser Stunde. Wir wollen, wie unsere tapferen Ahnen, in solchen Stunden, Gott den Herrn um seinen Beistand bitten. Wir wollen ein Vaterunser beten um den heiligen Geist und dann abstimmen." Die Hände griffen nach den Hüten. Die Köpfe neigten sich. Die Männer beteten. Aus der Stille, die aus dem Beten kam, erhob sich die Stimme des Genossenvogts: „Wer dafür ist, daß wir die Kapelle, wie sie in der Eingabe vorliegt, bauen wollen, soll seine Hand erheben." Die Mehrheit war entschieden dafür. „Wer dagegen ist, soll ebenfalls die Hand erheben." Die kräftige Faust des Schmied und einige wenige Hände stiegen auf. „Also bauen wir im Vertrauen auf Gott und zu seiner Ehr." Dann brach ein Jubel und ein Jauchzen los. Alle drängten zur Tür. Nur der Bartli-Peter bewegte sich nicht von seinem Platz. Er hatte bei der Abstimmung nur auf den Melk geschaut und gesehen, daß er seine Hand als Erster für die Kapelle erhoben hatte.

Vom Reden und vom Flüstern.

Die meisten Männer zerstreuten sich. Sie mußten doch geschwind heimgehen und ihren Frauen von der Abstimmung erzählen. Nur zwei kleine Gruppen blieben vor dem Haus stehen. Einige Gegner, zu denen wollte Melk nicht hingehen. Auf der andern Seite standen ein paar Mannen um den Bartli-Peter, zu dieser Gruppe wollte Melk auch nicht treten. Allein dazwischen stehen bleiben, konnte er nicht gut. Direkt zu Gretli in die Hostatt, wagte er nicht. Also schlenderte er ohne Ziel davon und kam so auf den Weg gegen das Krachli hinauf. — Er dachte, vielleicht kann ich von Annili vernehmen, warum mir Gretli auf alle meine Briefe nicht ein einziges Wort geantwortet hat.

Von weitem sah er, daß im Krachli alle Fensterläden geschlossen waren. Er war schon erstaunt gewesen, den Veri an der Gemeinde nicht gesehen und gehört zu haben. Im Rank kam das Kräutertrieni auf den Melk zu, wie aus dem Boden gewachsen. — „Bist auch wieder einmal da, Melk?" Ein junger Mann, der in Gedanken verloren daherschreitet, an sein schönes, liebes Mädchen denkt, an die roten Backen, die dunkeln, sprühenden Augen, die blutvollen zarten Lippen, den schillernden Glanz der braunen Haare und plötzlich, nahe vor sich, das alte verwitterte Gesicht Trieni's, voller Runzeln und Warzen sieht, schaut lieber wieder weg und geht weiter. Aber Trieni faßte ihn am Arm: „Hast wohl gegen den Bartli-Peter gestimmt und bist bachab geschickt worden, daß Du ein solches Gesicht machst? Oder liegt Dir das Gretli noch im Kopf? Melk, Goldmelissentee ist gut gegen Herzweh, aber nicht die Blüten, die Blätter mußt nehmen. Das heilt den Liebesschmerz. Jeden Abend eine Tasse voll vor dem Schlafen; in drei Wochen kannst schon wieder einem anderen Mädchen nachschauen und da nimm, von dem Pulver mußt jedesmal drei Fingerspitzen hineintun. Ich versprech Dir, das hilft." Trieni steckte ihm ein kleines Säckli in die Tasche. „Ich begreife, der flotte Wachtmeister ist in der Hostatt gar gut zuhause gewesen und soll ein schönes Heimwesen haben ennet dem See und Mosterei und einen Baumgarten." Melk's Miene wurde während Trienis Rede immer gespannter. „Was für ein Wachtmeister?" „Eh nun, der Arnold, der mit den Soldaten drei Wochen da war und in der Hostatt sein Zimmer hatte. Der kommt jetzt gar fleißig ins Bühl seither. Er hat's ja leicht mit seinem Auto." — Melk hätte für's Leben gern gefragt. Aber das Trieni erzählte immer allen Leuten, was der und jener für ein Gesicht gemacht, wußte, was jeder geredet oder gar gedacht hatte. Deshalb sagte er vorsichtig: „Mich interessiert es halt nicht mehr so sehr, was im Bühl geht. Ich bin nur wegen der Abstimmung gekommen." Trieni schaute so gottergeben untenauf in Melk's Augen, als ob es seine Worte glauben wollte und fragte dann: „Und jetzt willst ins Krachli hinauf, hast mit dem Veri noch etwas abzurechnen? Da kommst jetzt auch zu spät. Der Veri hat seine Kühe verkauft und das Heu. Wer weiß, ob er wieder zurückkommt, und seine Frau ist bei der Tante. Ja, ja, das Annili hat's auch schwer, ist immer etwas kränklich seit dem zweiten Kind. Tröste Dich, Melk, andern geht's auch nicht immer fadengrad." Trieni hätte noch lange weiter gesprochen, aber Melk wollte nicht so lange bei ihm gesehen wer-

„Melk, Goldmelissen ist gut gegen Herzweh"

den. „Behüt Dich Gott, Trieni, ich will noch in Vaters Wald", nahm er jäh Abschied. „Auf Wiedersehen, Melk, vergiß das Pulver nicht und nimm wacker Tee, Goldmelissen habe ich gesagt, spürst schon nach ein paar Tagen eine große Besserung, glaub's nur!" Immer lauter rief ihm das alte Weiblein nach.

Melk ging weiter. Er kam in den Wald. Durch diesen einsamen Waldweg war er einmal mit Gretli gegangen. Er kam zum Waldsee. Wo war das Glück von damals? Der See war zugefroren, das Schilf dürr und steif. „Darum also hatte Gretli nie geschrieben! Wann waren denn diese Soldaten dagewesen? Oder hat gar der Bartli-Peter beim Hostättler etwas unternommen? Der Peter hat heute nicht eben freundlich zu mir hinüber geschaut." Immer schneller ging er durch den Pflutsch und den Schnee. Von den Bäumen tropfte es. Da stand er nun am Waldrand ob der Hostatt. Melk gab sich einen Ruck und ging zum Haus hinunter. Auf dem Fahrweg sah er eine Autospur. Er trat ein, klopfte an der Stubentüre. Eine hohe Mädchenstimme rief: „Herein!" Gretlis jüngste Schwester, s'Vrenili, saß mit dem Oesterreicher-Kind am Tisch, in ein Spiel vertieft. „Guten Tag miteinand, seid ihr allein?" Vrenili begrüßte ihn herzlich und Erna machte einen Knix. „Ja wir sind allein, die andern sind alle mit dem Auto fort", schnäbelte Vrenili. „Jä habt ihr jetzt ein Auto?" „Nein, wir nicht, aber der Arnold." „Was für ein Arnold?" „Ja der Wachtmeister, der hier gewohnt hat im Dienst, der kommt immer mit dem Auto, komm, schau einmal, Melk, was der mir heute wieder gebracht hat, Schokolade und Zältli, und eine große haben wir schon gegessen, jetzt dürfen wir nicht mehr, die Mutter hat's verboten."

Melk setzte sich zu dem Geplauder hin. Erkundigte sich, warum die Erna noch hier sei und wann sie wohl mit dem Auto zurückkämen. Erna sei krank gewesen und dürfe noch den ganzen Sommer da sein. Der Vater sei nicht mitgefahren, er schlafe, und wegen dem Zurückkommen hätten sie ihm, dem Vrenili, nichts gesagt. Melk schaute in der ganzen Stube herum, betrachtete jeden Gegenstand, nichts, keine Spur, nicht ein Gebetbüchlein sah er, das ihn an Gretli erinnerte. Melk dachte: „Es ist alles so aufgeräumt, wie wenn man Besuch empfängt, vor dem man Staat machen will."

Erna fragte: „Sind Sie der Melchior?" „Ja, so sagt man das im Hochdeutschen, aber hier sagt man Melk." „Waren Sie am Waldsee?" „Jetzt ja." „Nein, damals im Herbst?" „Ja, ja, im Herbst." Erna schwieg und dachte angestrengt nach. Dann schaute sie immer wieder gespannt auf den Melk. Dieser schaute plötzlich auf die Uhr, sah daß es für ihn höchste Zeit sei, auf die Bahn zu eilen. Er hatte mit den beiden Mädchen die ganze Zeit verplaudert. Er verabschiedete sich schnell, trug viele Grüße auf und ging. Kaum war er einige Schritte vom Haus weg, hörte er Erna rufen: „Melchior" und sah sie ihm nachlaufen. Sie nahm ihn am Arm, zog sich an seiner Schulter hoch und flüsterte ihm ins Ohr: „Von Ihnen weiß ich eine Geschichte. Eine Liebesgeschichte. Aber ich sag's keinem Menschen." Und flugs sprang sie wieder zurück ins Haus.

Vom Wühlen im Gold und in geheimen Schriften.

Schon bald nach dem Abstimmungssonntag begann im Bühl vielerorts eifriges Schaffen. Im Steinbruch krachten die Schüsse. Auf Schlitten wurden die Steine auf den Heidenhügel gefahren. Im Sägewerk war Hochbetrieb. Der Architekt tauchte wieder auf. Ein Bauführer aus dem Dorf. Aber nicht nur die Männer waren fleißig bis in die Nacht. Auch die Frauen und Töchter schafften für die Kapelle, mit Schere und Nadel und sogar mit Goldfäden. In jedem Haus war nun Licht bis zu später Stunde. Das muß man ihnen lassen, den Leuten im Bühl. Auch die heftigsten Gegner waren pünktlich zur Fronarbeit da, mit Roß und Rinderzug und Werkzeug. Da zeigten sie nun, daß sie sich der Mehrheit zu fügen verstehen, daß sie geteilter Meinung, aber doch eine geschlossene Einheit am Werk sein können.

Neues Leben, freudiges Schaffen, einiger Sinn waren aus dem harten Abstimmungs-

kampf entstanden. Auch Bartli-Peters Jeep war wieder instand gestellt und bei den Fronfuhren dabei. Aber der Bartli-Peter kam nicht. In der ersten Zeit nach Melk's unfreiwilligem Verschwinden hatte der Peter zeigen wollen, daß er den Melk wohl entbehren könne. Er hat sich dabei etwas übertan. Dann hat ihm der Kampf um die Kapelle zugesetzt. Er wurde mager und bleich. Selten sah man ihn in der Sennhütte, seltener noch im Stall. Der erste Knecht, den er eingestellt hatte, war längst wieder fort und der zweite paßte ihm auch nicht. Aber Lisi sorgte für ihn wie eine Krankenschwester. — Es brachte ihm die Medizin und den Tee ins Bett, fing ihm die Fliegen und wärmte ihm die Finken im Ofenrohr. Und es redete ihm zu: „Du darfst Dich nicht zu stark anstrengen, sonst kannst Du plötzlich überhaupt nicht mehr aufstehen. Du weißt doch, was der Doktor gesagt hat, wie Dein Herz liederlich dran ist. Du darfst Dich ja nicht aufregen, sonst fällst Du einmal um, Götti, und bist plötzlich tot."

Anne-Marieli

Lisi fand immer wieder Gelegenheit so mit ihm zu reden und auch anzufügen: „Was meinst Du, was das für mich wäre, plötzlich ohne Dich so allein auf der Welt. Ich habe ja nur Dich. Und nur für Dich habe ich immer gearbeitet und gesorgt, habe nie an mich gedacht, nie an meine Zukunft. Wie würde ich elend und ohne Geld, ohne einen Beschützer dastehen und verlassen sein." In einem solchen Augenblick kam aus dem Kissen des Bettes die Antwort: „Mußt Dich nicht plagen, Lisi. Für Dich habe ich schon gesorgt, Lisi, in meinem Testament." Da warf sich Lisi über die Bettdecke, weinte und streichelte dem Götti den Bart und die eingefallenen Wangen: „Du Lieber, Du Guter, ich habe ja gewußt, daß Du mein uneigennütziges Schaffen vergelten wirst, daß Du ein wirklicher Götti bist, wie ein Vater, so bin ich ja Dein einziges Kind."

Seither ertappte der Peter das Lisi zweimal, wie es sich am Sekretär in der Kammer zu schaffen machte. — An den Tagen, da er wieder in der Stube und sogar etwas an die Sonne sitzen durfte, hatte Lisi merkwürdig viel in seiner Kammer zu tun. Peter nahm wohl den Schlüssel vom Sekretär immer in die Hosentasche und wenn er ins Bett kroch, jedesmal unter die Kopfkissen. Aber bei seinem jämmerlichen Zustand konnte er dem flinken Hexlein nicht immer nachgumpen. Lisi hätte gerne mehr vom Inhalt des Testamentes erfahren. Peter aber war zäh und sagte nicht ein Wort darüber.

In so einem Weiberköpfchen können gar hinterhältige und abenteuerliche Gedanken nisten, bohren und knistern und alle Leidenschaften aufstacheln. Lisi streute einmal dem Peter abends drei starke Schlafpulver in die Medizin. Und da er über den bitteren Geschmack schimpfte, half es ihm und sagte: „Ja die Doktoren sind doch schreckliche Menschen. Die könnten doch auch etwas Süßes hineinmischen, aber sie nehmen gar keine

Rücksicht, nicht einmal auf den lieben Götti. Du hast ganz recht, es ist furchtbar, nur noch einen kleinen Schluck und jetzt noch den winzigen Rest, den darfst Du mir nicht stehen lassen. Zu unterst ist immer das Beste, weißt Du das hat Dein Herz nötig, daß es wieder zu Kräften kommt. Du mußt doch bald aufstehen können, mußt schauen, wie es beim Bau Deiner Kapelle vorwärts geht. Du mußt dabei sein, dann geht es doppelt so schnell." Peter schluckt und spuckt, brummt und kauderwelscht noch eine zeitlang und fällt in einen tiefen Schlaf.

Lisi, die besorgte Krankenschwester, steht dabei und schaut ihm zu. Es redet mit ihm, keine Antwort. Eine halbe Stunde später ruft es ihm laut. Es zwickt ihm in die Haut, reißt ihn am Bart. Er bewegt sich nicht. Schwere Atemzüge stoßen die Schnauzhaare auf. Jetzt greift Lisi unter das Kopfkissen, sucht und findet den Schlüssel zum Sekretär. Es geht hin und öffnet. Es nimmt das Licht zu sich und durchsucht alle Fächer. Es zieht die Schubladen heraus, klopft die Innenwände ab, sucht die Geheimfächer. — Manchmal wirft es einen verstohlenen Blick zum Bett hinüber, dann sucht es wieder hastiger. „Aha, Banknoten hat er auch da, und so viel." Es packt aus und zählt flüchtig. „Und Gold, das habe ich doch gedacht, so viel Gold." Lisi sucht weiter mit zappeligen Fingern. „Da, das muß es sein." Lisi hebt einen dicken, gelben gesiegelten Brief aus dem Fach, steckt ihn in seine Bluse, füllt Gold und Geld wieder ein, schiebt alle Fächer zu und schließt.

Lautlos verschwindet es und geht in die Küche. Ueber einer Kerzenflamme schmilzt es das Siegel, über dem Wasserdampf öffnet es sorgfältig den Briefumschlag, nimmt das Testament heraus und liest. Der Schein der spärlichen Flamme geistert auf dem gierig verzerrtem Gesicht. Die Augen fahren wie im Fieber den Zeilen nach. Auf einmal schreit Lisi auf: „Was, fünftausend Franken, der alte Knicker, der wüste Hund! Ich will das Heimen, nicht ein Trinkgeld!" Gebannt über das Schriftstück gebeugt, liest das Mädchen weiter, seine Haare kommen gefährlich nahe ans Licht. „Was, der Melk?" Wut und Rachsucht zeigen sich auf Lisi's verstörtem Gesicht. Es fährt auf: „Der Melk muß da draus verschwinden, da will ich dafür sorgen." Eilig faltet es das Testament zusammen, verklebt mit äußerster Vorsicht den Umschlag. Jetzt nimmt es aus dem Kasten den bereitgestellten Siegellack, aus seiner Rocktasche Peters Uhrkette und siegelt mit dem daranhängenden Betschaft wie vorher. Prüfend betrachtet Lisi sein heimliches Werk, steckt den Brief ein und geht in die Kammer.

Der Götti schläft und stöhnt. Lisi huscht wie eine Katze zum Sekretär, dreht langsam und lautlos den Schlüssel, vermeidet jedes Knacken und Gieren. Packt aus, legt das Testament wieder auf den Boden des Geheimfaches, das Gold und die Noten darauf und schließt alles zu. Dann geht es zum Stuhl hinüber, wo die Kleider liegen, hängt an der Weste die Uhrkette wieder ein und tritt ans Bett. Es fühlt ihm den Puls, streichelt ihm über die Backen und ruft mit zuckersüßer Stimme: „Götti, Götti, ist Dir nicht gut?" Peter atmet schwer. Lisi flüstert: „Gott sei Dank, der schläft tief und noch lange", und dann bös und laut: „Dir will ich's noch zeigen, Du Heuchler und Schelm!" Dann huscht es hinaus, wie ein Schatten ohne jeden Laut.

Wie die größten Tannen ins Bühl kamen.

Sechs schwere Pferde zogen eine Fuhre Holz ins Bühl, schwere Riesentannen, hoch aufgeschichtet. Die Rosse im reich beschlagenen Geschirr stampften und wieherten. Tannäste mit bunten Bändern waren aufgesteckt. Die Fuhrmänner jauchzten und knallten mit der Peitsche, da sie zu den ersten Häusern kamen. Die Leute liefen zusammen und dem geschmückten Fuhrwerk nach, das vor dem Sägewerk knarrend haltmachte. So große schwere Tannen so hoch und gut geladen, da staunten die Männer. Der Fuhrmann warf Decken über die Pferde und trat unter die Leute. Schüttelte dem Geossenvogt die Hand und fragte: „Wo soll ich abladen?" Das war Melk's Vater, der große, schwere Mann mit der Peitsche, der den Leuten den Gruß bot und den alle kannten.

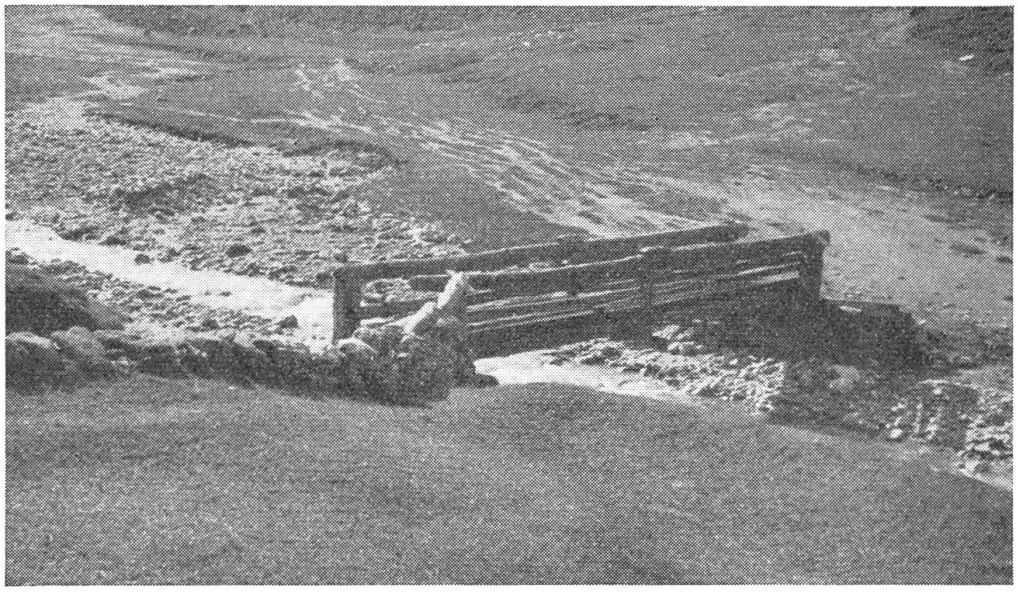
„Ja, und ist das Dein Bub, Hans", frug der Genossenvogt, „der ist aber stark gewor-

den, noch breiter als der Melk? Jä, und was willst Du mit dem Holz, kommst Du jetzt mit Deinen schönsten Bäumen zu uns auf die Sagi?" Hans hob seine Hand und sagte feierlich: „Wenn wir schon fast drei Jahrzehnte aus dem Bühl fort sind, ich bin halt doch hier daheim und gehöre zu Euch. Das Holz, die Tannen, das sind die schönsten in meinem Wald, die bringe ich Euch für die Kirche im Bühl, das ist mein Beitrag als Genossenbürger."

Wie staunten die Leute, wie gab es da ein Freuen und ein Händeschütteln, ein Danken und Rufen von Haus zu Haus! Die Ketten rasselten, die Stämme rollten dröhnend zu Boden. Frauen und Kinder, ganz Bühl kam zusammen, schätzten und bewunderten die prächtigen Stämme. Noch einer blieb auf dem Wagen. Hans schlug mit der Hand auf die glatte Rundung dieses Stammes und meinte: „Und wenn Ihr mir eine Freude machen wollt und es gut geht, so soll das der Firstbalken werden." Der Genossenvogt lud den Hans und seinen Sohn zu sich ins Haus. Die ganze Kinderschar trippelte hinten nach.

In jedem Haus im Bühl war von Melk's Vater die Rede und daß man eine solche Holzfuhre noch nie gesehen, nicht einmal an der Landi. Daß ein auswärtiger Korporationsbürger, der doch keinen Bürgernutzen beziehen könne, weil er eben außerhalb der Gemarkung der Korporation wohne, eine solche Gabe für die Kapelle stifte, das sei doppelt hoch anzurechnen. Niemand wäre es in den Sinn gekommen, ihn nur um einen kleinen Beitrag anzugehen.

Auch in der Hostatt stand diese Tat hoch im Kurs. Der Vater fing fast bei jedem Essen davon zu reden an. Zwischenhinein sprach Gretli sehr gerne und lange davon. Nur die Mutter lenkte bald wieder zu einem anderen Gesprächsstoff hinüber. Sie war in diesen Tagen nicht besonders gut im Strumpf. Sie hatte Nachricht bekommen, daß der Veri wieder zurückkommen wolle ins Krachli, und daß dann das Annili mit den beiden Kindern auch wieder zu ihm ziehe. Eines Abends sagte sie ganz ungeduldig zum Vater: „Hört doch jetzt endlich mit der Rühmerei auf. Immer nur der Hans und der Melk. Unsereins tut doch auch seine Sache für die Kapelle und dem Gretli muß man nicht noch besonders den Melk in allen Farben schönmalen. Ist doch endlich gut, wie es ist. Natürlich, wenn man Euch machen ließe, dann würde es dem Gretli bald auch so gehen wie dem Annili. Aber



Die erste Brücke über den Averser-Rhein bei Juf, den höchstgelegenen Ortschaften unseres Landes

das nehme ich jetzt einmal in die Hand. Wir haben jetzt Erfahrung genug, wie es geht, wenn man den Mädchen den Willen läßt. Und überhaupt, an den Arnold reicht der Melk nicht heran und wenn sein Vater den halben Wald bringt."

Wie die Löcher im Boden das Gewissen mahnen.

Endgültig war der Winter vertrieben. Weiße und gelbe Blüten schmückten die Wiesen. Der Buchenwald kleidete sich in sein helles, neues Gewand. Lieber Sonnenschein lag über dem Bühl.

Der Bartli-Peter saß wieder vor dem Haus oder ging gar auf den Heidenhubel zu den Arbeitern. Da standen die Mauern schon hochauf. Der Turm war bis dorthin, wo der Helm aufgesetzt werden sollte, aufgemauert. Das war ein Protz, der Heidenturm und jetzt erst recht, da er die Bogenfenster um den Glockenstuhl bekommen hatte. Der Bartli-Peter erlebte jeden Tag neue Freuden bei dem Bau. Das tat ihm wohl. Er hatte zuhause genug Aerger und Verdruß. Lisi wurde ihm immer aufdringlicher. Der neue Knecht war wieder nichts wert. Nun kam gar noch der Senn und wollte davonlaufen. Er wolle nicht mehr in einer solchen Lotterwirtschaft mitmachen, wo die verdammte Lügenkatze, das Lisi, regiere, und der Knecht nur faulenze und stehle.

Das war für den Peter zuviel. Er stand in der Stube, wie ein Gespenst, schlug mit der Spitze seines Stockes auf den Boden, daß die Eichenbretter nur so knackten. „Was sagst Du, der stiehlt auch? Sind denn nur noch Schelmen im Bühl. Der Melk hat gestohlen, der zweite war ein Süffel und der dritte soll nun auch wieder ein Dieb sein." Der Senn stellte sich nahe vor den mageren Peter hin, in seiner ganzen Breite, mit den glänzenden nackten Armen fuhr er dem Peter vor dem Gesicht herum: „Du kannst jetzt machen wie Du willst, wenn Du den neuen Knecht nicht sofort fortjagst, dann gehe ich. Und wenn Du noch ein einziges Wort über den Melk sagst, dann klage ich Dich ein vor Gericht. Das ist eine Verleumdung. Ich weiß schon, wer Dir den Melk schlecht gemacht hat, bis Du es selbst geglaubt hast. So einen treuen Kerl, wie den Melk findest Du ja Deiner Lebtag nicht mehr. Das kommt schon noch an den Tag. Dafür sorge ich, und wenn ich mit Dir vor das Gericht muß. Kannst dann das Lisi auch gleich mitnehmen ins Loch. Ich sag jetzt nicht mehr."

Am Abend war der Knecht entlassen. Aber vorher hatte Peter noch einen ganz bösen Schrecken erlebt. Er holte aus dem Sekretär Geld, um den Knecht auszuzahlen, und sah mit dem ersten Blick, daß da eine fremde Hand darin gewühlt hatte. Peter blieb in der Nacht auf. Er räumte alle Fächer aus und zählte nach. Das Geld war alles noch da. Das Testament sah eigenartig verdächtig aus. Peter drehte und wendete den gelben versiegelten Umschlag, nahm ihn ans Licht, schraubte die Flamme hoch, untersuchte jeden Fleck und jede Ecke. Das war geöffnet worden. Hinter Peters runzeliger Stirne fingen die Gedanken wild zu tanzen an. Wann hatte er hier zum letzten Mal hineingeschaut? Verdacht und Vermutungen stiegen in ihm hoch. Er erinnerte sich an Lisi's seltsame Fragen und gab diesen einen anderen Sinn. Auf einmal paßten diese Verdachtsgründe wie Beweise auf einander, sie griffen in einander ein wie ein Räderwerk.

Das Elend schlich dem Peter ans Herz. Warum ging es ihm denn so schlecht? Warum wurde er betrogen und belogen? Er, der die Kapelle baute, der immer nur gearbeitet und gespart hatte. Er, der nur noch Gutes tun wollte. Geknickt und zerschmettert schaute er vor sich hin. Sein Mitleid mit sich selbst, machte ihn schwach und weich. Sein Herz schlug müde und schmerzhaft. Im Sinnen und Brüten achtete sein Blick auf einmal die kleinen schwarzen Löcher im Boden. „Und der Boden geht mir auch kaputt", dachte er, „eine dumme Gewohnheit immer den Bergstock auf den Boden zu schlagen." Er begann die Löcher zu zählen, die großen und die kleinen, trat mit dem Licht in den Gang hinaus, dann in die Stube, überall Löcher, hunderte von Löchern, oft ganze Nester bei einander. Alles Beweise seiner fürchterlichen Zornausbrüche. „Die habe ich heute gemacht. Bei denen da habe ich getobt mit dem

Schmied. Und hier, die hab ich eingeschlagen, da ich den Melk fortgejagt habe, vielleicht zu Unrecht fortgejagt habe." Dort blieb er lange stehen. Dort fanden seine Gedanken Grund und Ursache seines Elends. Mitten in der Stube saß er auf einem Stuhl und starrte die schwarzen Punkte an, die längst vom Schmutz und Bodenwachs ausgefüllt waren. Einen unendlich langen Weg haben solche Gedanken, bis sie vom Kopf ins Herz hinein gelangen. Und manche Stunde verrinnt, bis das Herz ihnen willig Raum gewährt. Schon kam durch die Fenster ein erster Schein des frühen Morgens. Peter legte seine krummen Finger ineinander und betete: „Mein Herr und mein Gott, nimm endlich meinen Zorn von mir. Sei mit mir barmherzig."

In den nächsten Wochen sah man den Peter rüstiger als sonst auf den Heidenhubel zukommen, sah ihn oft auch am Weg oder beim Haus stehen bleiben, wie in Gedanken verloren. Eines Morgens sah man ihn auf dem Rennwägeli dem Dorf zufahren und weiter bis zur Bahnstation. Der Bartli-Peter machte eine große Reise. Er fuhr weit ins ebene Land hinaus. Dort blieb er zwei Tage, redete mit den Leuten in dem kleinen Dorf, mit den Meistersleuten auf dem Mustergut und zuletzt mit dem Melk. Dann nahm der Bartli-Peter den Melk kurzerhand mit heim.

Der erste Apfel

Von einer Hexenküche und einer Hexe.

Das reichgeschmückte Holzfuhrwerk hatte den Leuten im Bühl nicht nur die gewaltigen Baumstämme, sondern dazu noch eine ausgezeichnete Idee gebracht. Warum sollte man nicht auch andere auswärtige Genossenbürger auf den Kapellenbau aufmerksam machen, ihnen Gelegenheit geben, etwas für ihre Heimatkirche zu stiften? Dafür aber wollte man sie nicht nur mit einem Schreiben einladen. Zu einem bodenständigen Fest lud man sie ein. So sollten sie wieder einmal im Bühl zusammenkommen, konnten dabei sehen, was von der Kapelle schon stand, was die Jungen geschafft hatten, was für junges Volk da nachwuchs, und selber wieder einmal mit ihren früheren Bekannten und Freunden zusammensein. Ein urchiges Bergbauernfest stand auf dem Einladungsschreiben — mit Armbrustschießen, Schwingen, Wettfähndeln, Mädchensingen und Hosenlupf der Buben. Der Reingewinn und die gewonnenen Preise sollten dann in den Kirchenbaufond gestiftet werden.

Dieser Plan brachte wieder neue Fronarbeiten und mannigfache Vorbereitungen. — Am Waldrand wurde eine Festhütte mit Laubdach aufgerichtet, im Wald Tische und Bänke erstellt, der Schießstand, der Schwingplatz, die Bühne für das Singen und Tanzen, das gab viel zu tun. Bis in die Nacht hinein hörte man jeden Abend das Sägen und Hämmern, aber auch Jauchzen und Singen und das frohe Lachen der Jugend.

In dieses eifrige und muntere Schaffen hinein kam eines Abends der Melk. Einen schweren Bund Dachlatten auf der Schulter, Säge und Beil in der Hand, trat er herzu. Das gab eine freudige Begrüßung. Jedermann freute sich, zwei starke Arme und geschickte Hände mehr zu haben. Melk verlor nicht viel Zeit mit Reden und Erklären, er griff zu. Nur da Gretli aus dem Wald auf ihn zukam und an ihm vorbeihuschte, schaute er verblüfft auf und vergaß sein Beil in der Luft. „Grüß Gott, Gretli!" rief er ihm

nach. Gretli aber hatte keine Zeit zurückzuschauen, es holte aus dem großen Korb Bänder und Papierbogen und verschwand wieder im Wald. Natürlich wurde Melk auch ausgefragt, wo er gewesen sei, warum er so schnell und ohne Abschied fortgegangen und so unangemeldet wieder heimgekehrt sei. Ohne Fuxen und Necken ging es nicht ab. Melk gab lachend Bescheid. Manch besonders treffende Antwort rief er besonders laut gegen den Wald hinüber.

Das war ein gespenstiges Treiben in Herbstnebel und Nacht mit Stallaternen und Windlichtern zwischen Sparren und Balken, zwischen Sträuchern und Stämmen. Lisi von der Maienmatt verteilte Käse und Brot und schenkte aus einem großen Krug Most ein. „Melk, Du könntest mir am Schluß das leere Fäßli heimnehmen", sagte es, „ich will dann mit Dir kommen." Das gefiel dem Melk gar nicht. Er wollte mit Gretli heimgehen. Aber das Lisi bewachte ihn wie eine Katzenmutter. Er konnte kaum einmal in den Wald hinein gehen um zu schauen, was da alles gerüstet wurde. Gretli sah er nicht. Fragen wollte er nicht. Er tat so, als suchte er etwas auf dem Waldboden und schlich gebückt mit seiner Laterne den arbeitenden Leuten nach. Da hörte er ganz nahe Gretlis helle Stimme. Das Mädchen aber sah er nicht. Nur aus dem Spalt eines Felsens drang ein Schimmer von Licht. Melk ging dem nach und kam in die „Hexenhöhle."

Wie oft hatten sie als Buben in dieser Höhle Räuber-, Indianer- und Gespenster gespielt. Nun wurde sie in eine Hexenküche umgewandelt, sollte am Fest als Küchliwirtschaft und Verkaufsstand für Heil- und Zauberkräuter eine besondere Sehenswürdigkeit sein. Im Licht der schwankenden Laterne sah sie wirklich hexenmäßig aus mit den Hörner und Schädelknochen, mit den Wurzelstöcken und seltsam verdrehten Aesten, die wie Schlangen und Fabeltiere von den Wänden hingen. Fürchterliche Fratzen grinsten von grellen Plakaten, ein Bärenfell mit Riesenpratzen lag auf dem Tisch. Melk trat schnell zu Gretli hin, das auf dem Kochherd stand und Baumbart an die Aeste klebte. „Gretli, warum sagst Du mir nicht guten Tag? Warum hast Du mir nie geschrieben?" „Melk, geh weg", rief es ihm zu, „Du stehst mir vor dem Licht", und zur andern Wand hinüber, „Bethli gib mir schnell den Leim." Jetzt erst sah Melk, daß im finsteren Nebenraum eine Zuhörerin kauerte. „Was ihr nicht alles macht", rühmte Melk, „so eine Märchenhöhle, das ist ja ein einzigartiges Kunstwerk." Drauf schlich er wieder an seine Arbeit.

Fast gar als Letzter ging er heim, zog den Karren mit dem Mostfaß und Lisi schritt hinterher. „Bist Du schlechter Laune, Melk?" fragte Lisi. Er gab nur kurz Antwort, schien nicht sehr gesprächig. „Warum bist Du schlechter Laune, Melk?" Ein brummiges Murren war die Antwort. „Melk, wenn Du zuhören wolltest, ich würde Dich gerne etwas fragen?" „Red nur." Melk zog wie wütend an dem Karren, merkte nicht, daß die Bremse halb angezogen war. Lisi schwieg.

Vor dem Stall bat es: „Stellst mir den Karren ins Tenn und lüpfst mir das Faß ab, ich mag das am Morgen nicht allein."

Melk brummte: „Auch das noch!" Zog aber geduldig den Karren hinein, stellte die Laterne auf den Boden und hob das Faß vom Wagen. Melk spürte, wie ihm Lisi ganz nahe kam, fühlte plötzlich zwei nackte Arme um Schulter und Hals, Kruselhaare im Gesicht. Wie er sich wieder aufrichtete, lag Lisi an seiner Brust „Melk, ich kann nicht mehr. Melk, hör mir zu. Ich muß es Dir sagen." Verwundert blieb Melk stehen. Er sah in die nahen, weit aufgerissenen Augen, in denen Tränen glänzten. Er fühlte den eng ihm angeschmiegten Mädchenkörper. Eine Glutwelle ging von diesem Körper in ihn hinein. „Melk, ich muß sterben vor Sehnsucht nach Dir. Seitdem Du fort warst. Was habe ich gelitten, Tag und Nacht. Seitdem weiß ich, wie ich Dich liebe. Du weißt nicht, wie mich das quält, wie ich mich schäme, Dir das zu sagen. Ich wollte es verschweigen. Ich wollte es verwürgen. Ich wollte fort, vor Dir fliehen. Aber nun bist Du wieder da. Ich habe nicht mehr die Kraft." Schluchzend und weinend sank Lisi auf das Faß, verbarg sein Gesicht in den Händen: „Du kannst mich verjagen, Du kannst mich ausschimpfen, Du kannst mich

schlagen. Aber Du mußt es wissen, wie ich nach Dir geweint, wie ich mich jede Stunde nach Dir gesehnt habe. Die ganze lange, lange Zeit." Melk schlug nicht, schimpfte nicht, jagte es nicht fort. Er stand da wie im Starrkrampf, sagte nur: „Lisi — —!" Da sprang es an ihm hoch, umschlang ihn mit den Armen, küßte ihn wild und netzte seine Wangen mit den Tränen. „Melk, sei lieb mit mir. Hab Mitleid mit mir. Ich kann nicht mehr sein ohne Dich. Ich will Dir mit Leib und Seele gehören immer, immer, Du lieber, guter, einziger Freund." Lisi's Hand glitt über seine Stirne, wühlte in seinen Haaren. — Melk griff an die zukkenden Schultern und wollte sachte die Umklammerung lösen. Er hörte wieder: „Laß mich, laß mich nur einen Augenblick noch so nahe bei Dir sein, nur diesen einen Augenblick. — Sei nicht hart."

Im Stall brüllte eine Kuh. Das Pferd schlug. „Bist Du von Sinnen?" sagte Melk und befreite sich. Lisi stand da, hielt seine Hand umklammert und schluchzte: „Ich hätte Dir das nie zu sagen gewagt, ich armes Waisenkind. Ich weiß, daß ich nur ein elendes Leben haben darf. Aber wie Du fort warst, da ist die Liebe unbändig über mich gekommen. Und seitdem ich weiß, daß der Götti mir das Heimen im Testament vermacht hat. Seitdem habe ich eine Hoffnung." Wie ein Blitz fuhr ein Gedanke dem Melk durch den Kopf, schon wollte er sich dem unglücklich weinenden Mädchen zuneigen. Aber er faßte sich mit Gewalt, griff nach der Laterne und sagte: „Es ist heiß hier drinnen. Mußt an die frische Luft." Weit sperrte er das Tenntor auf „Soll ich Dir das Licht dalassen?" Keine Antwort. Melk sagte: „Gut Nacht", und ging.

Schluchzend und weinend sank Lisi auf das Faß

Das große Fest.

Ein strahlender Morgen kam über die Gletscher und Gipfel her, ließ alle Farben der Natur aufleuchten und alle Menschenherzen freudig schlagen. Ein Sonntag, wie sie nur der frühe Herbst so bezaubernd, so lauter, so herrlich ausgestalten kann. Die Flaggen schwangen im Wind. Das buntgeschmückte Tanndli auf dem Firstbalken der Kapelle ließ seine Bänder und Blumen zappeln und zittern in der kühl hinstreichenden Morgenluft. Frohe Jauchzer stiegen auf. Weiche Klänge eines fernen Alphorns grüßten die ersten Festgäste. — Vielerlei Volk strömte über die Höhe ins Bühl. Singende Mädchen kamen zu Fuß. Stadtleute fuhren in Autos daher. Bauernfamilien auf Zweispännern und Rennwägeli. — Ueber hundert Fahrräder blitzten unter allen Obstbäumen. In der Festhütte, an den Tischchen im Wald, auf Steinen, in den Matten saßen die Leute. Buben sprangen, Mädchen eilten von Gruppe zu Gruppe. Auf dem Weg zum Heidenhügel und hinauf brach ein ständiges Kommen und Gehen nie ab. Festfreude und Heimatliebe leuchtete aus allen Augen.

Hart schlugen die Bolzen in die Scheibe. Zäh rangen die Schwinger um den Kranz. Hoch flog die rotweiße Fahne im Jubel der Gäste. Hell und kräftig klangen die vertrauten Lieder von der kleinen Gruppe bunter Trachten auf der Bühne. Und wie flüsterten die Frauen, wie lachten die Männer, die sich so lange nicht gesehen und endlich wieder mit kräftigem Händedruck zusammenkamen.

Alle Türen waren offen, und alle Hagtore. Ganz Bühl war ein Festplatz. In je-

dem Haus saßen Gäste zum Mittagstisch. Der Duft der fetten Speisen und der Rauch aus den Pfeifen stieg aus den zierlichen Fenstern in die blaue Luft hinauf. Was war das für ein Rühmen und Raten in Häusern und Ställen, in Garten und Matten und auf dem Bauplatz der Kirche. Mächtig standen die Mauern aus schweren Steinen. Hoch ragten die schmalen Fenster. Hell glänzten die kräftigen Balken des Dachstuhls auf dem alten Turm und dem neuen Schiff. Die Stimmen der Männer dröhnten im Bau. Staunen und Loben, Prüfen und Messen und die Freude am glücklichen Werden brach den ganzen Tag nicht ab. In weiter, unendlicher Bahn in Gleißen und Glühen und Strahlen durchmaß die Sonne den himmlischen Raum vom Gletscher hinüber zum waldigen Grat und warf ihr letztes Rot und Gold an die Felsen und Zacken und auf den ewigen Schnee.

Lichter und Lampen leuchteten auf und kamen über die Matten. Tanzmusik trillerte auf der Bühne. Trampen und Träbelen, Singen und Lachen, Rufen und Necken hallte in die Nacht. Blitzende Lichter der Fahrräder, Lichtgarben der Scheinwerfer, zitternde Schimmer von Laternen glitten in ununterbrochener Reihe den Weg zur Höhe hinan und hinunter ins Tal.

Die Seßhaften blieben, die Jungen, denen kein Nachtweg zu weit und die Leute vom Bühl. Im kühlen Wind des linden Abends brach der frohe Sinn zum Festen neuerdings aus.

Am Wirtstisch in der Festhütte lag Erna Knoll in den Armen der Hostatt-Mutter und schlief. Man hätte sie schon lange heimbringen und ins Bett legen sollen, das zarte Kind. Sie hatte heute so oft alle ihre Gedichte aufsagen müssen, hatte auf der Bühne ganz allein gesungen. Sie war so glücklich und selig gewesen ob diesem Fest. Ihr gegenüber saß der Vater, die Schwiegertochter, das Vrenili und auf der andern Seite Arnold. Gretli war nicht da. Es hatte seit dem frühen Morgen alle Hände voll zu tun in der Hexenhöhle. Es hatte aus Bergen von Teig, Küchli gebacken und verkauft, hunderte von Franken eingenommen für die Kapelle. Oft war die Höhle belagert gewesen und überfüllt. Das Kräutertrieni war am Nachmittag aufgetaucht und hatte jedem für seine Krankheit Rezepte verschrieben, mit bissigem Witz und träfen Anspielungen die Zukunft vorausgesagt und dagegen Kräuter verkauft.

Gretli hatte nur wenige Augenblicke Zeit, schnell in die Festhütte zu seinen Leuten zu sitzen. Verwundert frug es: „Jä, Arnold, bist Du noch da?“ „Eh nu, was bleibt mir übrig, ich habe immer gewartet, bis ich von Dir Abschied nehmen könne. Jetzt ist es zu spät.“ Die Mutter fuhr schnell dazwischen: „Arnold geht erst morgen heim, er schläft bei uns.“

„Bist müde, Gretli“ fragte der Vater. „Mir ist so wohl, wie dem Adler in der Luft, wenn ich schon meine Räuberhöhle ständig voll Rauch und Dampf und Dunst habe. Aber ich kann ja nur mit dem allein, was wir in unserer Hexenküche eingenommen haben, eine eigene Stiftung für die Kirche machen.“ „Prost Gretli“, sagte Arnold und bot ihm sein Glas. Gretli nahm es, prostete mit allen seinen Leuten und trank gierig einen kräftigen Schluck. Dann sprang es auf und verschwand wieder im Wald und seiner Höhle.

Und das große Glück.

Melk hatte überall geholfen. Zuletzt war er gar Bierfuhrmann geworden. Aber nur für Kisten mit leeren Flaschen. Endlich fand er auch Zeit, sich zu den Festleuten zu setzen. Er schaute zum Tisch hinüber, wo die Familie aus der Hostatt saß, sah zu, wie die Mutter gar so eifrig mit Arnold redete, und der Vater so ruhig und gelassen dabei saß. „Der sitzt wie der fertige Schwiegersohn am Tisch, der fremde Wachtmeister, hat sich gut eingenistet in meiner Abwesenheit. Aber das muß ihm der ärgste Feind lassen, er sieht gut aus.“ Melk hatte seinen Durst gelöscht. Er ging in den Wald. Wie oft war er heute da bei der Hexen-Küche vorbei geschlichen, endlich sah er nur wenig Leute drinn. Mit Gekrächze und Geheul begrüßte das Kräutertrieni seinen Eintritt: „Jetzt kommt der Melk“ rief es, „das ist der brävste und liebste von allen. Seht ihr, wie ihm seine Krankheit, das Herzweh, verflogen ist,

hast Du meinen Rat befolgt? Ja, Du hast meinen Rat befolgt, hast fleißig Goldmelissentee getrunken, komm laß Dir in die Augen schauen. Trieni sprang hinkend hinter dem Küchenherd hervor, zog den Melk unter das Licht und starrte ihm in das linke Auge. „Ausgeheilt, vollständig ausgeheilt, aber was seh ich da. Die alte Liebe lebt noch, ist größer und riesengroß geworden. Melk greif zu, Du hast Dein Glück in den Händen." Und auf einmal stößt das Trieni den Melk mit einem Schwups von sich: „Geh, Melk, versteck Dich, Dir sieht man ja bis ins Herz." Melk lachte und die andern in der Höhle lachten mit und neckten ihn. Er trat zum Gretli hinüber, schlug dabei seinen Kopf an einem aufgehängten Wurzelstock an, daß er dröhnte „Au", und griff sich an den Kopf, „siehst Du Trieni, das ist mein Glück, ein Loch im Kopf." „Ich hab Dir ja gesagt, geh hinaus, versteck Dich, das ist die Strafe", krächzte Trieni. Melk ging und rieb sich den Schädel.

Bald darnach verschwand auch Gretli. Kaum war es zwei Schritte aus der Höhle ins Halbdunkel hinausgetreten, wurde es von einer starken Hand gepackt und fort, in den Wald hinein gezogen. „Melk", schrie es auf, „laß mich los", und folgte ihm willenlos. Bis ennet die großen Steine sprang er ihm voraus und ließ nicht eine Sekunde seinen harten Griff locker. Atemlos blieben sie stehen. „Warum hast Du mir auf alle meine Briefe nicht ein Wort geantwortet, Gretli?" Das Mädchen rang nach Luft. „Nur ein einziges Wort. Bin ich Dir nicht soviel wert, ein Wort?"

Einsame Kapelle am Bergsee

Gretli sagte endlich: „Ich habe Deine Adresse nicht gewußt." „Ich habe sie doch jedesmal deutlich hingeschrieben", flüsterte Melk. „Ja, ich weiß." „Warum hast Du mir denn nicht geschrieben?" „Weil ich sie erst seit gestern weiß." Melk blieb stumm, das konnte er nicht verstehen. Gretli begann zu erkären. „Ich habe nie einen Brief von Dir bekommen, nicht ein Wort. Und Deine Adresse zu erfragen, getraute ich mich nicht. Es war nicht schön für mich die ganze Zeit. Gestern abend in all dem Hasten und Rennen, ich mußte der Mutter schnell etwas holen, daheim, in der Kammer, da habe ich alle Deine Briefe gefunden in Mutters Ver-

steck, ungeöffnet alle bei einander. In der Nacht habe ich sie gelesen." „Und jetzt, Gretli, und jetzt?" „Und jetzt ist alles anders." „Wie denn, was sagst Du?" „Anders als ich es mir gedacht. Jetzt ist alles wieder gut." Melk zog das Mädchen an sich. Still legte Gretli seinen Kopf an Melk's Schultern und sagte leise: „Weißt Du, Melk, ich habe schon glauben müssen, Du habest ein anderes Mädchen gefunden und lieb. Aber immer mußte ich an Deine Worte von damals denken, diese Worte haben mich nicht einen Tag allein gelassen, Deine Worte: ‚ich bin treu!' Und darum habe ich gedacht, wenn er es nicht sein kann, dann will ich es sein. Das war schwer. Du weißt nicht, wie schwer. Du weißt nicht alles."

Melk schwieg noch immer. Nicht weil er keine Zeit zum Reden fand, nicht weil er nichts zu sagen wußte, nein, weil ihm das Glück im Herzen so unerwartet und so übermäßig jede Lust am Reden nahm. Er nahm Gretlis Kopf in beide Hände, küßte ihm die Augen, die Stirne, die heißen Backen, die vollen Lippen immer und immer wieder. Gretli ließ all das geschehen. Dann schlang es seine Hände um seinen Hals und gab ihm für jeden seiner Küsse zwei: „Halt mich in Deinen starken Armen, laß mich nie mehr los." Ein Jubilieren und Tosen klang in ihren Ohren, ein Ueberglück und Gottes ganze Herrlichkeit brach in ihren Herzen auf.

Nahe bei ihrem Versteck fing die Musik wieder an zu spielen, ertönten Jauchzer aus frohen Kehlen, Rufe und helles Singen. Melk und Gretli erwachten wieder zur Welt. „Wie nahe sind wir, komm wir wollen gehen", flüsterte Gretli, nahm seine Hand und zog ihn mit sich fort. Es schlüpfte in seine Hexenhöhle. Melk schlenderte weiter wie im Traum.

Lange nach Mitternacht sah er Gretli mit seiner Familie auf die Hostatt zugehen. Arnold schritt neben ihm her.

„Arnold, Du bist ein lieber Kerl!"

In der Hostatt angekommen, hatte man noch keine Lust ins Bett zu gehen. Nur Gretli war müde und wollte verschwinden. Aber die Mutter schickte es in den Keller und an den Herd. Derweil saßen die andern um den Stubentisch. Annili war noch auf. Es hatte sein krankes Kind in die Stube hinunter genommen, damit es von dort aus besser auf den Festplatz sehen konnte. Der Vater hätte am Abend das Annili gerne mitgenommen. Aber es wollte noch nicht unter die Leute gehen. Seitdem es mit den Kindern in die Hostatt gekommen war, blieb es am liebsten daheim. Sogar der Kirchgang ins Dorf am Sonntag war ihm eine Qual. Still nahm es den kranken Bub auf die Arme und sagte „Gut Nacht."

Arnold erzählte von daheim. Wie er sich freuen würde, wenn sie jetzt endlich einmal zu ihm heimkommen würden, was er ihnen alles zu zeigen hätte, wie jetzt die Lager voll Obst und die Mosterei in Betrieb sei. Bei ihnen in den großen Dörfern und in den Städten mache man nach einem solchen Fest einen Katerbummel. Das wäre doch jetzt eine gute Gelegenheit, mit ihm ins Land hinaus und zu ihm heim zu fahren. Die Mutter war sofort begeistert. Geschafft würde doch nicht recht an so einem Tag. Gretli kam just in dieses Gespräch hinein mit der Platte und den Tellern. Es deutete zum Vater hinüber, er solle nein sagen. Aber die Mutter führte das Gespräch. Robi, der älteste Sohn und seine Frau, waren schon dafür zu haben. Sie wollten unterdessen gerne die Arbeit allein machen, damit sie sich Zeit lassen und vielleicht gar dort übernachten könnten. Die Mutter wurde ganz aufgeregt, bestimmte die Stunde der Abfahrt und was Gretli anziehen solle. Gretli hatte schon lange den Vater hinter dem Tisch hervor und hinauslocken wollen. Er hatte aber nicht verstanden, was das Zwinkern und Deuten heißen sollte. Nun sagte Gretli offen hinaus: „Ich komme nicht mit, ich bin zu müde. Ich habe den ganzen Tag und die halbe Nacht wie ein Hotelkoch geschwitzt und geschafft und gestern und vorgestern die Hatz, ich hab genug. Ich geh jetzt schlafen." „Gretli!" fuhr die Mutter auf, „Du bleibst da, das wär mir auch ein Anstand." Gretli setzte sich gottergeben an den Tisch.

Arnold sagte: „Lasset doch das gute Kind ins Bett gehen, ich verstehe schon, daß es müde ist. Hat dann auch mehr Freude auf

der Fahrt, wenn es ein paar Stunden geschlafen hat. Aber wenn Du hier bleibst, ist mir recht. Weil wir doch jetzt gerade ein so schönes Fest haben und so heimelig beieinander sind, kann ich nun wohl davon reden. Ich hab mich ja heute so gefreut an diesen Leuten. So kernige, urchige bodenständige Menschen, das sind noch wirkliche Bauern. Bei uns sehen sie bald alle wie die Herren aus, mit Schlips und Kragen und Modehut. Und die Meitschi hier, einfach prächtig, so gesund und natürlich und frisch. Darum habe ich mir gedacht, meine Frau soll einmal so aussehen, nicht eine Modepuppe, die nicht in die Arbeit hineinlangt und zimperlich die Nase rümpft, wenn das Güllenfaß vorbeifährt." Die Mutter saß mit verschränkten Armen da wie in ihrem Kirchenstuhl während der Predigt und nickte und gab ihm mit jeder Beweaung im Gesicht recht. Der Vater bohrte umständlich in seiner Pfeife. Robi stand auf und ging. Seine Frau hinterher. Gretli wollte auch aufstehen, aber die gebieterischen Blicke der Mutter bannten es auf den Stuhl.

Nidwaldner Schwinger beim Bodenschlungg
Photo Leonard von Matt

Mit ruhigen einfachen Worten fuhr Arnold weiter: „Ja, so ist's. Und seitdem ich hier im Dienst so gut aufgehoben war, geht es mir nicht aus dem Kopf, daß das Gretli mir eine gute Frau werden könnte. Und da wollte ich Euch eben fragen, ja heute habe ich mir gedacht, heute ist großer Festtag, und da kann man am besten über ein neues Fest, ja, über das Hochzeitsfest, meine ich, reden."

Ein Augenblick lang war es totenstill in der Stube. Nur das leise Wimmern des kranken Kindes drang durch die Decke. Gretli war rot und wieder bleich geworden, rutschte unruhig auf seinem Stuhl. Der Vater begann: „Ja, da wird wohl am besten sein, wenn das Gretli . . ." Die Mutter aber fuhr ihm dazwischen. „Ganz recht hat der Arnold, daß er uns zuerst frägt, wir wissen ja, wie es geht, wenn die Eltern nichts dazu zu sagen haben. Gretli ist ein liebes und vernünftiges Mädchen, das wird so eine Ehr schon schätzen. Gretli, gib Antwort, sag ihm, daß Du einverstanden bist, gib ihm die Hand."

Gretli, mit seinem Würgen in der Kehle, mit seinem Zittern im Herzen begann: „Arnold, Du bist ein lieber Kerl und ich habe mich immer gefreut, wenn ich Dich gesehen habe, so ein flotter Wachtmeister und sauberer Mann. Aber Du darfst mir nicht böse sein, Du kommst zu spät!" Die Mutter zuckte auf, sank aber wieder auf ihren Sitz zurück. Sie fand keine Worte und ließ Gretli weiterreden. „Ich bin verlobt. Ich war schon verlobt, bevor Du hierher in den Dienst kamst. Kein Mensch weiß davon, nur mein Schatz und ich. Zu ändern gibt's da leider nichts, denn was ich versprochen habe, das halte ich." Arnold machte ein dummes Gesicht. Die Mutter seufzte: „Das ist ein Skandal!" — — Der Vater hatte wieder mit seiner Pfeife zu schaffen. Gretli sprang auf, lachte dem abgeblitzten Bräutigam ins Gesicht, bot ihm die Hand über den Tisch und sagte lieb: „Sei mir nicht böse, und schau nicht so traurig drein. Ich wüßte zehn Mädchen, bessere Mädchen als ich, die mit tausend Freuden Deine Frau werden. Du hast's doch gut, Du kannst mit Deinen schönen Augen alle Herzen auftun. Dann setzte es sich nahe zum Vater auf die Bank, nahm ihn um den Hals: „Gelt, Vater, lieber, ich darf meinem Schatz treu sein?"

„Schreibt, was ich Euch befehle."

Das Fest war verrauscht. Die zertrampten Matten wurden noch einmal grün. Die Arbeiten an der Kapelle wurden mit neuem Eifer aufgenommen. Dachdecker, Schreiner, Gipser, Schlosser, ja alle Handwerker kamen miteinander auf den Platz. Nur der Bartli-Peter erschien nicht mehr auf dem Hügel. Er lag daheim im Bett, schaute wehmütig zum alten Turm hinüber und atmete schwer.

Er war müde, der Peter. Blutlos lag seine Hand auf der Decke. Schwach klang seine Stimme. Nur in den Augen geisterte hie und da ein Feuer von Willenskraft und Auflehnung. Jeden Morgen frug er das Lisi: „Der wievielte ist heute? Was ist für ein Tag?" Und auf die Antwort sagte er: „Ja, das stimmt. Ja, das ist richtig. Heute vielleicht . . ."

Am Nachmittag kam ein Herr mit einer Mappe und frug nach dem Peter. Lisi gab Bescheid, Peter sei krank und nicht zu sprechen. Aber der Herr wollte nicht fortgehen. Lisi schlug ihm die Türe vor der Nase zu. Der Herr ging nicht weg. Er zog so stark die Hausglocke, daß das Schellen durch alle Räume hallte. Lisi rief aus dem Fenster: „Daß Ihr Euch nicht untersteht, den Götti zu wecken." Aber der Götti war längst wach und rief nach dem Lisi. Es mußte nach dem Namen fragen. Dann befahl er plötzlich munter und aufgeregt, den Herrn in die Stube zu führen, Wein zu holen, ihm ein sauberes Hemd anzuziehen, die Fenster aufzumachen, die Decke zu glätten. Lisi hätte zehn Hände haben müssen, um alles so eilig auszurichten, wie Peter befahl.

Dann mußte es den Herrn in die Stube holen. Mußte ihm einen Stuhl ans Bett bringen und dann verschwinden. Nachdem Lisi's Schritte verhallt und die Küchentüre zugeschlagen hatte, begann Peter: „So, Herr Notar, ich danke, daß Ihr gekommen seid. Wie ihr seht, bin ich zu Bett, es ist nicht schlimm, eine Erkältung. In meinem Alter muß man Sorge haben." Der Notar drehte seine Mappe auf den Knien und sagte etwas von gut aussehen und Herbstnebel und von baldiger Besserung. „Ja, ja", sagt der Peter, „ist recht, aber man kann nie wissen. Und darum habe ich Euch kommen lassen. Ihr habt alles mitgebracht. Nehmt den Tisch da ans Bett. Ich will sehen, was Ihr schreibt." Der Notar tut, wie ihm befohlen und breitet seine Papiere aus.

Der Kranke schaut mit scharfen Blicken auf den Füllfederhalter des Notars. „Heute ist der 20. Weinmonat, der Tag des heiligen Wendelin. Ihr seid am rechten Tag gekommen. Schreibt den 20. Oktober. Die Feder gleitet über das dicke Papier. Peter fährt aus seinem Kissen hoch: „Halt, das sind Melk's Schritte, geht zum Fenster und ruft ihn herauf. Schweigend warten beide, hören auf die Schritte, die auf die Türe zukommen.

Melk kommt herein, mit schmutzigen, bloßen Füßen steht er da, in Hosen, die vom Dreck steif sind, in geflicktem Hemd und staunt. „Melk, schließ die Türe. Komm da her. Mußt auch dabei sein, mußt jetzt gut aufpassen, was ich sage, und was der Notar schreibt. Vier Augen sehen mehr als zwei."

Nun beginnt Peter zu diktieren, was er seit vielen Wochen im Kopf überlegt und durchsinnet hat. Der Notar muß in großen Buchstaben schreiben: Testament. Dann zählt der Peter seinen Besitz auf an Land und Alp und Wald mit den Häusern, Gaden und Hütten, die Rechte, die dazugehören und die Rechtsamen, die darauf lasten. Dann die Gülten und Gelder, seine Schulden und Guthaben. Zeile um Zeile füllt den großen Bogen. Peter erhebt seine Stimme und sitzt auf. „Jetzt, Melk, mußt gut aufpassen, ob er es richtig schreibt. Ich will, daß mein Heimwesen zusammen bleibt und nicht unter die weit verstreuten Verwandten verteilt wird. Ich will, daß die Matte rings um die Kirche im Bühl ungeteilt bleibt. Ich will, daß mein Heimwesen, von einem guten Bauern und Genossenbürger in Besitz genommen und gut geführt wird, vom Tag ab, da ich in die Ewigkeit eingehe." Dann schaut Peter steif in Melk's Gesicht und diktiert weiter, den Preis für das Heimwesen und daß der Melk von heute ab alle seine liegenden Güter in Pacht übernehme und zu welchem Zins. Der Notar schaut auf und frägt, ob er richtig gehört habe. Die Preise scheinen ihm im Verhältnis zu all dem Auf-

gezählten viel zu gering. Jetzt sitzt Peter auf und sagt: „Schreibt, was ich sage. Ich will, daß er gut bestehen kann, daß er das Land pflegen und einen schönen Viehstand haben kann, wie es auf diesem Heimen immer der Brauch war. Dafür muß er ohne Lohn in der Kapelle den Sigrist machen und läuten."

Melk steht da, würgt das Schluchzen hinunter, schaut mit nassen Augen auf seinen Onkel, der mit fiebrigen Backen und zitterndem Bart im Bett sitzt. Er reicht ihm seine Hand: „Vergelt's Dir Gott, Onkel. Ich kann Dir nie genug danken." Peter hält sich an dieser Hand fest, richtet sich noch besser auf und diktiert weiter. Wie viel Geld er dem Melk jetzt als Betriebskapital übergebe als Geschenk, auf das kein Erbe ein Recht habe. Dann verfügt er noch einen Anteil von dreitausend Franken für das Lisi: „Es hat zwar immer einen guten Lohn gehabt und hat kein Anrecht auf ein Erb. — Aber weil es mein Gottenkind ist und wegen seinem Vater, der mein lieber Freund war." — So, Melk's Hand in der seinen, diktiert er bis zum Ende. Der Notar muß ihm alles laut vorlesen und ihm zum Unterschreiben geben. Groß und kräftig, aber etwas unsicher malt er die Buchstaben. Der Notar muß sogleich noch ein zweites, gleiches Schriftstück ausstellen. „Das bekommt der Melk in die Hand, der soll es gut verwahren. Hier ist nichts sicher", sagt der Peter bedeutungsvoll. Dann sucht er unter seinem Kopfkissen den Schlüssel zum Sekretär, gibt ihn dem Melk und sagt: „Da mach auf, nimm Geld heraus und bezahl gleich die Rechnung vom Notar. Und hol den Wein von der Stube herein, ich will mit Dir auf Dein gutes Glück trinken."

„Vergelt's Dir Gott, Onkel!"

Der junge Mann schwankt wie ein Betrunkener und dann ist die Türe erst noch verschlossen. Die Gläser klirren in seinen hastigen Händen, da er wieder hereinkommt. Beide Gläser zittern beim Anstoßen, das Glas in Melk's Hand nicht weniger als Peters. Aber der Kranke tut einen kräftigern und längeren Zug. Mit zufriedenem Lächeln und glücklichen Augen legt er sich in die Kissen zurück.

Vom Licht geblendet.

Noch am selben Abend geht ein Mann am Heidenhügel vorbei. Weit und fest sind seine Schritte, als ob er das Land ausmessen wollte. Breit sind seine Schultern, hochauf trägt er den Kopf. Er geht beim Schmied vorbei und an der Wirtschaft vorüber und die Straße entlang bis zum Weg, der zur Hostatt hinüber führt. Dort zögert er und bleibt einen Augenblick stehen. Er schaut auf die hell erleuchteten Fenster. Behäbig und hoch steht das Haus im Halbdunkel des Abends. Nur in der Stube brennt Licht.

Der Mann geht langsam auf das Haus zu, in weitem Bogen ringsum und steht wieder auf dem Weg. Dann geht er mit raschen, entschlossenen Schritten auf die Haustüre zu und hinein. Er steigt die Stiege hinauf, klopft an der Stubentüre und tritt ein. Zaghaft sagt er: „Guten Abend mit einand", und bleibt stehen. Das Licht blendet ihn. „Guten Abend", antwortet eine Männerstimme. Die Mutter kommt aus der Kammer, stützt die Hände in die Seiten, schaut auf den Mann mitten in der Stube und fängt an ganz leise zu reden: „So, das ist wohl der Verlobte. Schön im Sonntagsstaat hast Dich herausgeputzt, fehlt noch der

Strauß im Knopfloch zum Hochzeiter. Aber eins will ich Dir sagen. Unter anständigen Leuten ist es Brauch, zuerst die Eltern zu fragen."

Der Vater hinter dem Tisch sagt kurz: „Komm, sitz." Annili steht auf und geht mit leisem Nicken und verstohlenem Zwinkern an ihm vorbei hinaus. Es huscht zum Gretli in die Küche, wie ein Blitz. Und wie ein Wetterleich schießt aus der Küche das Gretli in die Stube hinein: „Grüß Dich Gott, Melk." Dieser springt alsogleich wieder vom Stuhl, auf den er sich eben gesetzt und begrüßt das Mädchen. „Darf ich Euch etwas zum Trinken bringen?" fragt es unschuldig. Nun kommt die Mutter auch zum Tisch hinüber und fährt mit Reden fort: „Was hast zu verstecken, daß Du so lange nicht hieher gewagt hast, wie ein ehrlicher Mensch, uns unter die Augen zu kommen?" „Da bin ich schuld", sagt Gretli.

„Nein, da bin ich schuld", begann Melk langsam zu reden. „Ich habe nicht gewagt zu glauben, daß ich so früh kommen kann. Ein armes Knechtli darf nicht um Gretlis Hand fragen, das habe ich gewußt." Der Vater räuspert sich und will sprechen, aber kommt wieder zu spät. Die Mutter hat schon das Wort ergriffen: „So und jetzt, was bist denn jetzt?"

Melk schaut ganz ruhig in Mutters Augen, legt seine braunen, schweren Arme auf den Tisch und sagt bedächtig und nickt dazu: „Jetzt bin ich der Bauer auf der Maienmatt." Gretli setzt sich auf die Bank, greift mit der Hand ins Gesicht: „Melk, lüg nicht." Der Vater lehnt sich zurück, kratzt sich im Bart, schaut sinnend von einem zum andern, streckt seine Hand über den Tisch und sagt schlicht: „Melk, ich wünsche Dir Glück. Es ist das schönste Heimen im Bühl." Und Gretli fährt auf: „Ja, ist es denn wahr? Melk, so red doch? Wie hast Du das gemacht?" Melk wendet sich der Mutter zu und sagt: „Ja es ist wahr. Morgen fängt meine Pacht an und die Uebernahme ist verbrieft und gesiegelt." „Aber wie hast Du denn das gemacht?", frägt Gretli wieder. „Nichts hab ich gemacht, keine Hand hab ich darnach ausgestreckt, ich weiß nicht, wer vom Himmel aus für mich gesorgt hat. Ich hab's rein platt auf den Tisch geschenkt bekommen. Gretli, wir wollen Gott danken dafür."

Die Mutter findet immer noch keine Worte. Sie geht hinaus. Melk beginnt zu erzählen. Bald kommt die Mutter zurück und Annili hinterher. Sie bringen Wein und Backwerk. Annili kommt froh herzu, schüttelt dem Melk die Hand und freut sich wie ein Kind. Nun kommt auch die Mutter: „Also will ich nicht abseits stehen und wünsche Dir Glück." Sie schenkt ein: „Zum Wohl!" Die drei Frauen und der Vater nehmen den Melk ins Kreuzfeuer, bestürmen ihn mit Fragen: „Und die Alpen, und der Wald, und das Ried?" Ruhig und mit glücklichem Lachen im Gesicht sagt Melk: „Bleibt alles beisammen."

Nun kommt doch in der Stube eine gute trauliche Stimmung auf, bis Melk auf einmal ernst wird und ganz feierlich zu reden beginnt: „Und eben, weil das jetzt so ist, möchte ich Euch, liebe Eltern, recht schön bitten, daß ich mit dem Gretli, so wie es gesagt hat, verlobt bleiben darf, bis etwa zum Frühling, bis zur Hochzeit, bis wir dann etwa einmal unter den Firstbalken stehen, der mein Vater für die Kapelle geschickt hat." Plötzlich reden alle miteinander: „Nein, nein, nicht so früh!" „Eine Hochzeit in unserer Kapelle im Bühl!" „Ei natürlich unter Vaters Dachstuhl." „Ach, mein lieber Schatz, wenn's nur schon Frühling wäre!"

Melk sitzt da und strahlt vor Glück. So eine überreiche Freude überwältigt ihn, daß er sich kaum zu helfen weiß. Er hat nicht gewußt, daß es im Leben so schön sein kann.

Daß es noch schöner, noch glücklicher sein kann, erfährt er erst eine Stunde später, da er mit Gretli ganz allein und so nahe beisammen in der Stube sitzt.

Unter Fahnen, Kränzen und Blumen.

Herbststürme fegten die letzten Blätter von den Bäumen. Winterstürme trieben den feinen Schneestaub in alle Ritzen und Löcher. Eis umklammerte die Felsen und Mauern. Teilnahmslos stand die Sonne über den gefrorenen Bächen, den steifen Bäumen, den verharsteten Matten, den Tag und Nacht rauchenden Kaminen der Häuser. Mit den längeren Tagen aber warf sie wieder

Wärme an die braunen Holzwände, nahm sie den Schnee in langen Streifen von den südlichen Hängen. Der Föhn rüttelte an den Dächern und den Waldbäumen. Blumen wuchsen aus dem verdorrten Laub der Waldränder. Der Frühling lachte über dem letzten Talschnee, brach die Quellen auf und streute Farben in die Matten. Herrlicher, linder, sonniger Frühling im Bühl.

Frühling mit Kränzen und Blumen, Fahnen und Singen und mit Glockenklängen vom alten Turm. Wie blitzte der Helm auf dem Heidenturm, der goldene Knauf und das Kreuz. Heute sollte der Heidenturm ein Christenturm werden, durch Weihe und Segnung und feierlichen Gottesdienst. Die Kinder standen am Weg auf den Hügel Spalier. Der Bischof in goldüberstücktem Chormantel, mit ehrwürdigem Krummstab und hoher Mitra, begleitet von Priestern, Chorknaben und Sängern stieg hinan. — In Weihrauchwolken, Psalmen singend, bewegte sich die Prozession dreimal um die Kirche, dann zogen sie ein in den festlich geschmückten Raum zur Kirchweihe und Altarweihe. Viel zu eng war die Kapelle um alle zu fassen die von weit her gekommen. Nur ein kleiner Teil des festlichen Volkes konnte den heiligen Handlungen folgen. Der Platz vor der Kirchentüre war bis zu den Ringmauern überfüllt.

„Grüß Dich Gott, Melk"

Nach langen Feierlichkeiten trat nun der Bischof hinaus zum wartenden Volk. Er sprach zu den Leuten im Bühl, lobte den schönen Bau, ihren Mut zur Tat, rühmte die Schönheit des neuen Gotteshauses, sprach zu den Frauen, daß sie die neue Kirche mit ihren Gebeten füllen und immer umgeben. Sprach zu den Kindern, die später die Kirche erhalten sollen und heute den Vätern danken, weil sie nun in der eucharistischen Gegenwart Gottes aufwachsen und stark werden können.

Der Bartli-Peter stand auf der Ringmauer, auf seinen knorrigen Bergstock gestützt. Feuer in den Augen und Tränen, die ihm langsam in den Bart rollten. Dann stieg der Pfarrer vom Dorf auf die kleine Tribüne. Er dankte dem hochwürdigsten Bischof, daß er selbst hierher gekommen um die neue Kapelle einzuweihen. Grüßte die Priester, die Vertreter der Behörden, die Gäste, den Genossenvogt und die Räte, die Stifter und Gabenspender, alle die mit Arbeit, mit Fuhrwerk und Spaten, mit Axt und Hammer, und auch alle die mit der Nadel zur prachtvollen Vollendung der Kirche selbstlos beigetragen. Dann sprach er vom alten Heidenturm, der als Zeuge früher, unbekannter Bewohner über das Land schaut. Ein Zeuge einer wilden und finsteren Zeit. „Meine lieben Männer im Bühl! — Ihr habt wohlgetan, den Heidenturm in einen Kirchturm zu verwandeln. Mitten in die Heidenwelt hinein kam Christus, die Welt zu erlösen, die Menschen aus Nacht und Not zum hellstrahlenden Licht des wahren Glaubens zu führen. Ihr habt den Zeugen der Heidenzeit zum weitaufragenden Zeugen des christlichen Glaubens gemacht. Hoch auf der Spitze leuchtet das Kreuz Christi. Als Wächter und Schutz steht der Turm heute um die Kirche in gefährlichen Stürmen zu schirmen, Stürme entfesselter Kräfte der Natur und des Heidentums. Was Ihr in Eueren Herzen beschlossen, mit Euerer Hände Arbeit geschaffen, ist ein Werk, das in die Ewigkeit hineinragt, bleibt mit Eueren Herzen und mit dem Werk Eue-

rer Hände in ständiger Verbindung mit der Ewigkeit, auf daß Gott, der nun auch mit Leib und Blut unter Euch wohnt, hier im Bühl ständig mitten unter seinen Freunden sein kann." Weithin hallten die Worte des Pfarrers, hinweg über die Köpfe des andächtig lauschenden Volkes, über die Giebel der Häuser und Ställe, die Wipfel der Bäume, hinüber zum Wald.

Der Genossenvogt, der einfache Bauer, trat nun vor die hohen Herren und die begeisterte Versammlung, um allen von Herzen zu danken. Seine bescheidenen Worte umfaßten nur wenige Sätze. Aber das Zittern in seiner Stimme, verriet die innere Ergriffenheit. Die Rührung und die Ehrfurcht vor der überwältigenden Größe des heutigen Tages, da Christus mit Leib und Blut im Bühl seinen Einzug hält. Diese Ehrfurcht, die auch in den Herzen der Versammelten aufblühte und auf allen Gesichtern sichtbar war.

Nicht die Böllerschüsse, nicht die Klänge der Musik, nicht die folgenden Festlichkeiten vermochten die Herzen so zu bewegen, wie das innere Empfinden und Wissen nun in der Gemeinschaft mit Gott leben zu dürfen.

Die Glocken vom Kirchturm läuteten ihre herrlichen Klänge, da der Bischof und die hohen Gäste heimkehrten.

* * *

Die Glocken im Kirchturm von Bühl läuteten auch am andern Morgen in voller Feierlichkeit, da ein kleiner Festzug sich von den nahen Häusern löste und auf den Kirchhügel zukam. Voraus ein schmucker Bräutigam und seine Braut im duftigen weißen Schleier. Ein kleiner Trupp im Verhältnis zum gestrigen prunkvollen Einzug. Aber die Glocken riefen aus allen Häusern die Freunde und Nachbaren herbei. Braut und Bräutigam schritten in stiller Schlichtheit zwischen den Bänken zum Chor. Noch prangte die Kirche im reichen Schmuck der Kirchweihe. Die Eltern, Geschwister und nahen Verwandten füllten die vordersten Reihen. Der Priester trat zum Altar.

Die Kirchentüre blieb lange Zeit offen, denn ohne Unterbruch kamen Leute herein. Die erste Hochzeit in der neuen Kirche, da versammelte sich ganz Bühl. Ernst und ruhig kniete Melk im Chor. Umrahmt von Schleier und Myrthenkranz schaute Gretli's strahlendes Gesicht zum Altar. Die heilige Messe begann. Tiefe Stille herrschte im Raum. Beim Evangelium wendete sich der Priester dem Brautpaar und dem versammelten Volke zu und sprach von Liebe und Treue, vom Glück und vom Leiden, von Gottes Güte und seinen reichen Geschenken, von seiner Allmacht und Gerechtigkeit. Dann hob er seine Stimme: „Gestern ist Christus der Herr hier eingezogen. Heute soll neues Leben von hier aus ins Bühl hinaus treten, denkt daran, liebe Brautleute, daß Ihr einen selten glücklichen Tag zum Anfang Eueres neuen Lebens, zum Grundstein Euerer Familie und Eueres Stammes habet. In Schmuck und Zier der Kirchweihe empfängt Ihr die Weihe Eueres ewigen Bundes. Die Blumen und Kränze verwelken, aber in Eueren Herzen sollen sie in Reinheit weiterblühen immer jung und blühend und frisch gehalten durch die Treue!"

Mit glücklichem Lächeln gaben sie sich den Ring, mit festem Ja schlossen sie ihren langersehnten Bund. Arm in Arm schritten sie durch die Reihen ihrer Freunde hinaus in die strahlende Sonne, die an den Bäumen im Bühl die Blüten aufbrach.

— Ende. —

Nebenstehendes Bild: Die alljährliche Urseuer Talgemeinde vor der Kirche in Hospental